

LUCA DI FULVIO
Es war einmal in Italien

Weitere Titel des Autors

Der Junge, der Träume schenkte
Das Mädchen, das den Himmel berührte
Das Kind, das nachts die Sonne fand
Als das Leben unsere Träume fand

Titel auch als Hörbuch erhältlich

Luca Di Fulvio

Es war
einmal in
Italien

Roman

Aus dem Italienischen von
Elisa Harnischmacher

l**ü**bbe

Dieser Titel ist auch als Hörbuch und E-Book erschienen



Originalausgabe

Copyright © 2020 by Bastei Lübbe AG, Köln
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Unter Verwendung von Motiven von © Elisabeth Ansley/
Trevillion Images ;© vvoe/shutterstock.com; Gosteva/shutterstock.com
Kartenillustration: © Christl Glatz, Guter Punkt München
Satz: hanseatenSatz-bremen, Bremen
Gesetzt aus der Adobe Garamond Pro
Druck und Verarbeitung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-404-18343-2

5 4 3 2 1

Sie finden uns im Internet unter: www.luebbe.de
Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

Für meine Frau Elisa

*Die Geschichte sind wir
Wir sind Väter und Söhne*

...

*Und Menschen
Denn Geschichte wird von Menschen gemacht
Und wenn es darauf ankommt
Dann sind sie hellwach
Und wissen genau, was zu tun ist*
»La Storia siamo noi« – Francesco De Gregori

*Die Glühwürmchen sind wieder in Rom
Die Stadtparks duften nach Sommer schon*

...

*Deine wahre Natur,
die Welt bestraft nur
die, die Flügel haben
und das Fliegen nicht wagen*
»Baciami ancora« – Jovanotti

Erster Teil

5. März 1870

Königreich Italien – Olengo, Provinz Novara

Eine elendige Schar. Verwahrlost. Mager. Erbärmlich. Ausgemergelte, wachsfarbene Gesichter. Quaddeln an Wangen, Händen und Füßen, die von Heerscharen an Bettwanzen in ihren Lagern zeugten.

Alle trugen das Gleiche, eine verschlissene, mit unzähligen Flickern versehene Uniform. Wären sie nicht so jung, hätte man ihnen nicht mehr viel Zeit auf Erden vorausgesagt. Aber sie waren zwischen vier und siebzehn Jahre alt. Einhundert heruntergekommene, elendige Jungen, aufgereiht am morastigen Hofrand des Königlichen Waisenhauses Erzengel San Michele in Olengo, schwach auf der Lunge und zitternd vor Kälte, Hunger und an diesem Tag auch Aufregung.

Tief über ihnen lastete der Himmel drohend wie ein Fluch, von so dichtem Grau, dass man ihn hätte in Scheiben schneiden können. Ein Gewicht, viel zu schwer, um es je wieder abstreifen zu können.

Aber einer von ihnen würde heute das große Los ziehen.

Und deshalb murmelten sie alle eine endlose Litanei, bewegten die rissigen Lippen zu einem Wiegenlied ohne Hoffnung, einem Gebet ohne Glauben. Teilnahmslos, wie nur die sind, in deren Welt das Wort »Glück« keine Bedeutung hat, wandten sie sich flüsternd an einen Gott, der noch nie etwas für sie getan hatte: »Mach, dass ich es bin ... mach, dass ich es bin ... mach, dass ich es bin ...«

Mach, dass ich der Eine bin.

Am Hofeingang, wo träge die Trikolore des frisch gegründeten Königreichs Italien im Wind flatterte, erschien eine vornehme Dame um die dreißig: die Contessa Silvia di Boccamara, diesen Namen kannten sie alle.

Bei ihrem Anblick hielten die Jungen in ihrem Gebet kurz inne, um es dann noch inbrünstiger fortzusetzen: »Mach, dass ich es bin ...«

Hinter ihr tauchte ihr Mann auf, Ippolito Odin. Er war etwa vierzig Jahre alt und äußerst wohlhabend. Neben ihm lief unterwürfig der Direktor der Einrichtung, gefolgt von drei schwarz gekleideten korpulenten Frauen. Eine von ihnen war die Frau des Direktors, die anderen beiden waren Vinzenterinnen aus der Basilica San Gaudenzio in Novara – Schwestern der Genossenschaft der Töchter der christlichen Liebe vom heiligen Vinzenz von Paul.

Die Jungen versuchten, einen Blick auf die heranschreitende Contessa zu erhaschen, worauf die unbarmherzigen Erzieher ihre Weidenpeitschen knallen ließen, um sie in Reih und Glied zu halten.

Nur einer von ihnen reckte nicht den Hals, sondern blickte starr vor sich hin und fuhr in seiner Litanei fort, die Hände so fest zu Fäusten geballt, dass seine Knöchel weiß hervortraten. Er zählte gut sechzehn Jahre, und sein Gebet war nicht wie das der anderen. Denn er wandte sich nicht an Gott. In seinem Kopf sprach er direkt zur Contessa, denn sie war der einzige Gott an diesem Tag: »Nimm mich ... nimm mich ... nimm mich ...«

Die Contessa schritt an den aufgereihten Waisen vorbei, ohne auf ihre Seidenschuhe oder den Saum ihres Kleides zu achten. Sie sah jeden einzeln an, kurz und konzentriert – dann ging sie zügig weiter, und die Zurückgelassenen waren aussortiert.

Als sie nur noch wenige Schritte von ihm entfernt war, dachte der Junge noch flehentlicher: *Nimm mich ... nimm mich ... nimm mich ...*

Die Contessa sah den Jungen neben ihm an. Unmerklich schüttelte sie den Kopf und ging einen Schritt weiter.

Kurz bevor sie ihn ansah, bereute der Junge inständig, sich nicht ordentlich gekämmt zu haben, er hasste die widerspenstige blonde Strähne, die ihm immerzu ins Gesicht fiel. Er bereute, sich nicht das Gesicht gewaschen zu haben, aber auch an diesem Morgen war das Wasser eisig gewesen, und so klebte auf seiner linken Wange ein nunmehr getrockneter Schmutzleck wie eine Kruste. Er schämte sich für die Jacke und die graue Hose, beide ausgebeult und verschlissen, zusammengenäht aus dem verfilzten Flanell einer Ladung alter Militärdecken. Vor allem aber wäre er gern weniger mager und hochgewachsen. Denn deshalb hatte man ihn schon oft aussortiert: Nur Jungen, die stark genug für die harte Feldarbeit waren, wurden adoptiert. Es ging mehr um Arbeitskräfte als um Söhne.

Dann richtete die Contessa ihren Blick auf ihn. Ihre Augen waren von kräftigem Veilchenblau, das mauvefarbene Kleid hätte nicht besser dazu passen können.

Die Zeit blieb stehen. Der Junge spürte, wie sein ganzer Körper unter der Spannung zu zittern begann. In seinem Inneren bebte es. Sollte er lächeln oder ernst schauen, steif oder entspannt stehen? Sollte er ihr zeigen, was er sehnlichst wünschte, und gelang es ihm zumindest halbwegs, seine Panik zu verbergen?

Nimm mich, dachte er.

»Den nehmen wir«, sagte die Contessa in diesem Moment.

Sein Herz setzte einen Schlag aus. Er reckte den mageren Brustkorb vor, stand nun kerzengerade, als steckte er in einem Schraubstock. Dann brach ein kurzes heftiges Lachen aus ihm hervor. So kurz, dass es klang wie ein kräftiges Aufstoßen. Sein Herzschlag setzte wieder ein, aber so heftig und schnell wie bei einem wild gewordenen Tier, so übermächtig, dass seine Rippen ihn kaum zu halten vermochten. Niemand außer einem Waisenkind konnte sich wohl vorstellen, was es hieß, ein Leben lang

eingesperrt zu sein. Und niemand, der nicht ein Leben lang eingesperrt gewesen war, allein, ohne Familie, konnte fühlen, was er jetzt fühlte.

Heiße Tränen schossen ihm in die Augen, so plötzlich, dass es fast wehtat, aber er kniff kurz und hart die Lider zusammen und biss sich auf die Lippen, um sie zurückzuhalten.

Er wollte schreien, losrennen oder lachen, war aber wie gelähmt von den drei Worten der Contessa. Denn was sie gerade gesagt hatte, wünschte er sich jeden Tag von morgens bis abends. Von ganzem Herzen.

Er öffnete die Augen, und die Contessa trat einen Schritt auf ihn zu.

Er hielt ihrem Blick stand, denn er war ein mutiger und stolzer Junge.

Aber eben noch kein Mann. Wieder setzte sein Herz einen Schlag aus und begann dann wild zu hämmern. Wieder spürte er die Tränen, wieder hielt er sie zurück. Wieder musste er lachen, blieb jedoch regungslos stehen.

Die Contessa musterte ihn ruhig, wie einen Gegenstand. Die Augen des Jungen waren dunkel, aber lebhaft, die Lippen voll, fast mädchenhaft, ohne ihm jedoch etwas Weichliches zu verleihen. Der Kiefer markant. Die Nase war gerade, dabei aber so ausdrucksstark, dass sie Charakter erkennen ließ. Dichte geschwungene Augenbrauen, pechschwarz, bildeten einen schönen Kontrast zu der blonden Strähne, die ihm ins Gesicht fiel.

»Lass mal deine Stimme hören«, verlangte sie.

»Was soll ich denn sagen?«, wollte der Junge wissen.

»Das reicht schon«, antwortete die Contessa.

Dem Alter entsprechend war seine Stimme ein wenig heiser und brüchig, aber es war schon zu hören, dass sie einmal einen schönen Bariton abgeben würde, weder zu hoch noch zu tief.

»Zeig mal die Zähne«, forderte die Contessa.

Und plötzlich, ohne dass er es kontrollieren konnte, ging es

mit ihm durch. Vorwitz und Übermut ließen sich einfach nicht zurückhalten, so sehr er es auch versuchte.

»Wie ein Pferd?«, fragte er geradeheraus und schalt sich sofort: *Idiot! Warum kannst du deinen Mund nicht halten?* Und gleich noch einmal: *Idiot, warum nur musst du immer alles kaputt machen?*

»Wie kannst du es wagen!«, rief einer der Erzieher.

Die Contessa verzog keine Miene. »Genau, wie ein Pferd, ein *Cavallo*«, gab sie zurück. Und fügte hinzu: »Bitte.«

Der Junge wusste, dass er jetzt aufhören musste. Aber wenn er einmal anfang, kam er nicht mehr dagegen an, es war wie ein Zwang. Immer wieder brachte seine Vorwitzigkeit ihm Ärger ein, mit den Erziehern und auch mit sonst jedem, der seinen Weg kreuzte. Ein Teil von ihm wusste, dass es jetzt genug war, aber wie immer gewann der andere: Er bleckte sowohl die obere als auch die untere Zahnreihe, beide schön gerade und blendend weiß – und wieherte. Laut und deutlich.

Die anderen Waisen brachen in lautes Gelächter aus.

»Ruhe!«, bellte der Direktor.

Die Contessa neigte den Kopf zur Seite und runzelte leicht die Stirn. Offensichtlich dachte sie nach.

Ohne den Blick ihrer veilchenblauen Augen von dem Jungen abzuwenden, fragte sie: »Wenn dieser hier nichts taugt, können wir ihn dann zurückgeben?«

Die Menschen hinter ihr erstarrten, entsetzt, nicht nur von der Frage an sich, sondern von der Kaltblütigkeit, mit der sie gestellt worden war.

»Natürlich nicht, meine Liebe«, mischte sich jetzt ihr Ehemann ein. »Er ist doch kein Welpen aus dem Tierheim.«

»Immerhin ist er ein Welpen aus dem Waisenhaus«, gab sie so gleich zurück. Und dann lachte sie leise über ihren Witz, aber so vornehm, wie der Junge sich ein Lachen nie hatte vorstellen können.

Die vinzentinischen Schwestern von San Gaudenzio wussten

nicht, wohin mit sich. Mit ihren schwarz gewandeten, ausladenden Hinterteilen wedelten sie hier- und dorthin, wie eine Schar verlorengegangener Hühner.

»Sicher«, meldete sich nun der Direktor zu Wort. »Sollte er Euch arge Probleme bereiten, die mit Strafen, auch körperlicher Art, nicht zu beheben sind, können wir uns natürlich nicht weigern, ihn zurückzunehmen.«

»Und Ihr würdet ihn gegen ein ... zahmeres Exemplar umtauschen?«, fragte die Contessa in ihrer unnachgiebigen Art.

Der Junge blickte sie an. Und verstand sofort, was sie damit sagen wollte, denn dumm war er ganz und gar nicht: Sie wollte wissen, ob er *zahn werden* könnte. Und das wollte sie nicht etwa vom Direktor wissen, sondern von ihm. Von ihm, einem stinkenden Stück Dreck in einer grauen verfilzten Uniform.

»Verzeiht ...«, murmelte er, ohne ihrem Blick auszuweichen.

Die Contessa musterte ihn. »Von Pferden verstehe ich etwas«, sagte sie schließlich und fügte etwas versöhnlicher hinzu: »Und du bist ein Rassepferdchen, ein *Cavallino*.« Damit wandte sie sich zum Direktor und bestätigte noch einmal: »Ja, den nehmen wir.«

Du hast mich genommen!, dachte der Junge, und dieser Gedanke hallte wie ein Donnerschlag in ihm wider.

Auf einen Wink des Direktors trat der nächststehende Erzieher mit einem Register in der Hand vor.

»19/03«, sagte er, nachdem er die auf die Jackentasche des Jungen aufgestickte Nummer kontrolliert hatte. Er blätterte im Register, räusperte sich und las vor: »19/03. Alter: sechzehn, in etwa. Das Geburtsdatum ist etwas unklar. Keine Krankheiten. Körperliche Beschaffenheit: mager, aber zäh. Willensstark. Intelligent, aber faul. Kann lesen, schreiben und rechnen. Zuweilen findet man ihn in der Bibliothek, wo er freiwillig liest, meistens aber Romane, die nicht für sein Alter bestimmt sind.« Hier folgte eine kurze Pause. »Anpassungsfähigkeit und Gehorsam ...«,

seine Stimme schwankte unsicher. Er blickte zum Direktor, der ihm unmerklich zu verstehen gab, die Bewertung ein wenig nach oben zu korrigieren.

»Anpassungsfähigkeit und Gehorsam ...«, setzte der Erzieher noch einmal an, »vier von zehn.«

Der Direktor warf ihm einen wütenden Blick zu.

»Eigentlich fünf«, verbesserte sich der Erzieher. »Fast sechs.«

»In Ordnung, das reicht«, unterbrach ihn die Contessa. »Wenn Ihr so weitermacht, sind es gleich zehn.«

Der Erzieher senkte den Kopf.

»Bei allem Respekt, Signora Contessa«, wandte sich eine der Schwestern in priesterlichem Singsang an sie, »darf ich fragen, warum Ihr ausgerechnet eine von diesen unglückseligen Kreaturen hier adoptieren möchtet?«

Mit einem kurzen Blick gab die Contessa ihr zu verstehen, dass sie eine Antwort für reine Zeitverschwendung hielt. »Ich kann keine Kinder bekommen. Für mich würde es auch ein Hund oder eine Katze tun, aber mein Mann besteht auf einem Zweifüßler«, antwortete sie mit der gleichen, für die Betschwestern unverständlichen Brutalität wie zuvor. »Und so sei es nun: Wir nehmen einen Zweifüßler mit. Wichtig ist, dass er alt genug ist, um seine Bedürfnisse selbst zu verrichten, und dass er versteht, was man ihm sagt. Außerdem muss erkennbar sein, dass aus ihm einmal ein hübscher Mann wird.« Sie verzog das Gesicht. »Denn einen hässlichen Ziehsohn könnte ich nicht ertragen.«

Wie zufällig senkte sie den Blick auf den schweren Rockstoff der Schwester, um noch einmal klarzustellen, dass allein die rein äußerliche Kluft zwischen ihnen unüberbrückbar war. Dann musterte sie wieder den Jungen, während sie den Direktor ansprach:

»Hat 19/03 auch einen Namen?«

»Aber sicher!«, beeilte sich der Direktor. »Er heißt ... äh, Moment, er heißt ...« Hilfesuchend blickte er zum Erzieher.

Dieser blätterte eifrig in dem zerfledderten Register, um dann triumphierend, als wäre es eine Meisterleistung, herauszuplatzen: »Pietro Diotallevi.«

Die Contessa nickte. »Das klingt schon mal besser als 19/03, oder nicht?«, sagte sie in Richtung der vinzentinischen Schwestern. »Auch diese – wie habt Ihr sie doch gleich genannt? Ah, ja, diese *unglückseligen Kreaturen* –, auch sie sollten das Recht auf einen Namen haben und nicht auf eine Nummer reduziert werden.«

Die Schwester wusste darauf nichts zu sagen. »Die Regeln ...«, wand sie sich unglücklich, »und die Archive ...«, stammelte sie, ehe ihr die Worte endgültig im Halse steckenblieben.

Die Contessa drehte sich zu dem Jungen um, auf dessen Wangen jetzt Tränen ihre Spuren hinterlassen hatten.

»Du bist wohl doch nicht so stark, wie du tust, *Cavallino*?«, merkte sie mit einem leichten Lächeln an. »Aber bevor du einen Fuß in unser Haus setzt, müssen wir dir erstmal die Wanzen austreiben.«

Der Junge nickte. »Sehr gerne, Signora.« Aber er musste versuchen, wieder Oberwasser zu gewinnen, und am besten konnte er das mit seinem losen Mundwerk. Vielleicht würde er so auch aufhören können zu weinen, und vielleicht musste er dann nicht mit einem Freudensprung laut ausrufen: »Du hast mich genommen! Mich!« Vielleicht würde sein Herz dann nicht in tausend Stücke zerspringen. Also stieß er hervor: »Ihr habt mich *Cavallino* genannt, aber so viel, wie wir uns hier jucken müssen, sind wir eher Schimpansen.«

Wieder brachen die anderen Waisenkinder in Gelächter aus.

Der nächststehende Erzieher setzte an, ihm einen Hieb mit der Peitsche zu versetzen.

»Wage es nicht!«, funkelte die Contessa ihn an, riss ihm die Peitsche aus der Hand, brach sie entzwei und warf sie auf den Boden. Dann flüsterte sie drohend: »Er gehört jetzt mir. Wage nicht, ihn zu berühren!«

Der Erzieher zuckte zurück, als hätte er selbst den Peitschenhieb kassiert. Der Junge spürte, wie ihm die Sinne schwanden. Er hatte schon fest mit dem Hieb gerechnet, aber diese Frau mit dem himmlischen Duft war mutig genug und konnte es sich offensichtlich leisten, die Peitsche einfach entzweizubrechen.

Dann verkündete die Contessa ernst: »Ab jetzt ist dein Name Pietro Odin.« Und mit einem fröhlichen Lachen fügte sie hinzu: »Und mit deiner blonden Strähne wirst du einmal allen Frauen den Kopf verdrehen.«

Der Junge sah, wie sie sich umdrehte und mit festen Schritten davonging. Auf seine Brust legte sich ein tonnenschweres Gewicht, das ihm fast den Atem nahm, und ihm war, als würde alles Licht vergehen.

Und während ihn die Dunkelheit umfing, fiel er wie ein nasser Sack in den Morast.

Jetzt bin ich kein Waisenkind mehr, war sein letzter Gedanke, bevor er ohnmächtig wurde.

Anfang März 1870

Königreich Italien – Nibbia, Provinz Novara

Auf dem Weg zu ihrem Gut in Nibbia, im Nordwesten der Provinz Novara, schlug Ippolito Odin in der Kutsche die Beine übereinander.

»Warum macht es dir so großen Spaß, diese armen Frauen zu ärgern?«, fragte er seine Frau.

»Sie sind ganz und gar nicht arm«, gab die Contessa zurück. »Sie halten große Predigten, rufen einen Jungen aber beim Namen 19/03. Das ist doch unglaublich!«

»Man könnte meinen, du wärst Sozialistin, nicht Contessa«, meinte der Mann.

»Bevor ich dich kennenlernte, war ich eine Contessa ohne eine einzige Lira, das weißt du«, sagte sie. »Wenn Sozialismus bedeutet, dass man sich einiger Ungerechtigkeiten bewusst ist und dass es Heuchelei ist, so zu tun, als gäbe es diese Ungerechtigkeiten nicht, dann hat mir das Leben tatsächlich eine ordentliche Prise Sozialismus verpasst.«

»Ja, ich glaube, das kann man Sozialismus nennen«, sagte Ippolito Odin. »Oder wenigstens Sozialismus *à la manière* der Contessa Silvia di Boccamara.«

»Du bist auf jeden Fall auch ein Heuchler.«

Ippolito zuckte zusammen. »Ich? Wieso?«

Die Contessa lächelte ihn an, der Blick aus ihren veilchenblauen Augen war jetzt sanfter. Zum ersten Mal seit dem Besuch im Waisenhaus schlich sich etwas Weiches, Menschliches in ihre

Züge, was ihre Schönheit noch unterstrich. »Du bist ein unglaublicher Heuchler. Du hast doch am meisten Spaß von allen, wenn ich diese Betschwestern ein wenig aufziehe.«

Ippolito entspannte sich und lächelte ebenfalls. »Du bist furchtbar«, sagte er, dann lachte er. »Hast du ihre Gesichter gesehen? Ich dachte, gleich trifft sie der Schlag.«

»Und diese riesigen Hinterteile!«, gluckste seine Frau.

Laut lachend schüttelte der Mann den Kopf.

»Es tut mir leid, dass ich dir keinen Erben geboren habe«, sagte die Contessa, und in ihrer Stimme war ein alter, aufrichtiger Schmerz zu hören.

»Lass uns nicht mehr darüber sprechen.« Ippolito Odin winkte ab. »Ich verstehe nur nicht, warum du ausgerechnet an einem so furchtbaren Ort einen holen musstest.«

»Glaubst du etwa, es gibt schöne Waisenhäuser?«, fragte sie spöttisch.

»Nein, aber ... hast du gesehen, wie verdreckt es dort war? Wie verwaorlost diese Jungen sind? Und dann diese Erzieher und der Direktor ...«

»Du glaubst also, dass es Waisenhäuser für wohlhabende Waisens gibt?« Die Contessa lachte.

»Nein, das nicht, ich meine nur ... Warum ausgerechnet dieses Waisenhaus?«

»Weil ich dem Erzengel Michele treu ergeben bin. Und das Waisenhaus trägt seinen Namen.«

Ippolito Odin sah seine Frau überrascht an. »Ergeben? Du bist doch nicht einmal gläubig. Ich schwitze jeden Sonntag Blut und Wasser, um dich in die Messe zu bewegen!«

»Messe und Religion haben damit überhaupt nichts zu tun«, antwortete die Frau schulterzuckend. »Ich bin dem Erzengel Michele treu ergeben, *basta*.«

»Ist ja gut. Aber warum?«

Die Contessa streckte ihre zarte, alabasterne Hand aus und

strich sanft über das Gesicht ihres Mannes. »Es ist einfach so.«

Er sagte nichts, lächelte nur und küsste ihre Hand, wohl wissend, dass er nicht mehr aus ihr herausbekommen würde.

»Ein hübscher Junge«, meinte die Contessa. »Und klug ist er auch.« Sie schmunzelte, als sie an sein Wiehern dachte. »Ein kluges, charakterstarkes *Cavallino*.«

Ippolito Odin sah sie an. »Silvia«, murmelte er, »sei nicht zu streng mit ihm.«

»Bis gerade war er noch Nummer 19/03, ein schicksalsloser Niemand. Das hier ist seine große Chance. Wir werden sehen, ob er sie zu nutzen weiß«, gab die Contessa zurück. »Einen kleinen Preis für seine Zivilisierung wird er vermutlich zahlen müssen.«

»Und deine sozialistischen Vorstellungen?« Ihr Mann lächelte.

»Sind Sozialisten etwa Wilde?«

Ippolito legte eine Hand auf ihr Knie und drückte es sanft. »Sei nicht so streng«, wiederholte er.

»Ich habe dir keinen Sohn geboren, ich werde dir nun einen großziehen«, antwortete sie trocken. Ihre Worte waren eindeutig, ließen keinen Spielraum. Alles war, wie sie es aussprach, ohne die Möglichkeit einer Beschönigung. Hart, aber ehrlich. Endgültig wie ein Urteilsspruch.

Sie schwiegen, während die Kutsche an den Reisfeldern vorbeifuhr, die, so weit das Auge reichte, Ippolito Odin gehörten. Normalerweise war deren Anblick um diese Jahreszeit eine Freude. Bewässerung und Breitsaat waren gerade erledigt, und alle, Herren wie Bauern, stellten sich lebhaft vor, wie die üppigen Pflanzen um das Sonnenlicht wetteifern und reifen würden. Aber schon seit dem vergangenen Jahr war es anders. Die großen sumpfigen Quadrate, umrandet von Be- und Entwässerungsgräben, waren nahezu ausgetrocknet. Seit September letzten Jahres hatten nur wenige Pflanzen den Parasiten überlebt, gegen den die Bauern machtlos gewesen waren. Die Aussaat war dürrftig ge-

wesen und der Parasit vermutlich noch in der Erde. Kein einziger Trieb war zu sehen auf dem niedrigen, stehenden Wasserspiegel, durchbrochen nur hier und da von einem Frosch auf der Flucht vor den Reihern mit ihren spitzen Schnäbeln, die zuschnappen konnten wie Mausefallen. Auch in diesem Jahr würde es eine Hungersnot geben.

»Eine Katastrophe«, murmelte Ippolito Odin.

Der Contessa entging die düstere Miene ihres Mannes nicht. »Machst du dir Sorgen?«

»Viele arme Familien hatten schon im letzten Jahr nicht genug zu essen«, antwortete er. »Und das wird sich in diesem Jahr nicht ändern.«

»Es gibt mehr italienische Flaggen als Reisähren«, bestätigte die Contessa in schneidendem Ton. »Wenn die Armen die Flaggen essen könnten, gäbe es kein Problem.«

Ippolito hörte den Groll in der Stimme seiner Frau. »Was hat das Königreich Italien dir getan? Für viele ist mit der Gründung ein Traum wahr geworden. Mein Großvater und mein Vater haben davon geträumt und es nicht mehr erleben dürfen. Und all die Märtyrer, die ihr Leben für ihre Ideale geopfert haben ...«

»Nichts hat das Königreich mir getan«, unterbrach ihn seine Frau. Dann warf sie ihm einen stechenden Blick zu. »Und dir? Was tut es dir an?«

Ippolito senkte den Blick.

»Glaubst du vielleicht, ich bin blind? Oder dumm?«

Er schwieg weiter.

»Glaubst du vielleicht, ich wüsste nicht, dass du den Bediensteten keinen Lohn mehr zahlst? Ich sähe die ganzen Unterlagen über deine Besitztümer auf deinem Schreibtisch nicht? Glaubst du, ich merke nicht, wie du nachts über Rechnungen schwitzt? Und das alles, nachdem dein geliebtes Königreich Italien Abgesandte und Minister zu dir geschickt hat.« Sie musterte ihn. »Was verheimlichst du mir?«

»Nichts«, gab Ippolito zurück, wagte aber nicht, sie anzusehen.

»Du lügst, sobald du den Mund aufmachst.« Die Stimme der Contessa war eisig.

»Eine dunkle Wolke hat sich über uns geschoben«, sagte er leise.

»Wird es gewittern?«

Ippolito schwieg.

»Vielleicht sogar hageln?«

Immer noch keine Antwort.

»Stille«, sagte die Contessa, »ist auch ein Geräusch.«

»Es wird sich alles klären.«

Die Edelfrau ließ ihren Blick über die trostlosen Felder gleiten. »Was auch immer geschieht, vergiss nicht, dass ich dich nicht wegen deines Geldes geheiratet habe.«

»Ich weiß.«

Ippolito schwieg, ihm fehlte der Mut, ihre Hand zu nehmen. Schließlich drückte er sie doch. »In den nächsten Tagen muss ich nach Turin reisen.«

Die Contessa entzog ihm ihre Hand.

Die Kutsche erreichte nun die kleine Brücke über den Cavour-Kanal, die zum Gut führte. Hohe, kerzengerade Pappeln säumten einen grünen Weg, an dessen Ende der schöne, vornehme Bau aus rotem Stein mit weißen Fensterrahmen zu sehen war, eingefasst von zwei anmutigen runden Türmen. Die Kutschräder knirschten über den Schotterweg.

Die Augen der Contessa fixierten starr das näher kommende Haus. Noch bevor der Kutscher hielt, öffnete sie die Tür, lüpfte den mauvefarbenen Rock und sprang hinaus.

»Silvia!«, rief ihr Mann vorwurfsvoll, aber er wusste, wie viel Freude es ihr bereitete, Regeln zu brechen. Und er dachte, dass dieses rebellische *Cavallino* als Sohn perfekt zu ihr passte.

Er selbst wartete geduldig, bis Paride, der Kutscher, anhielt, abstieg und ihm die Tür öffnete.

Noch beim Aussteigen bemerkte er, dass sein Haushofmeister ihn an der von zwei schlanken, hellen Marmorsäulen eingefassten Eingangstreppe erwartete, allerdings noch steifer als sonst. Als ihm der Grund dafür aufging, spürte er eine tonnenschwere Last auf den Schultern, wie ein böses Omen.

Die Contessa hakte sich bei ihm ein, und gemeinsam schritten sie die Stufen hinauf.

Der Diener verbeugte sich leicht und gab seinem Herrn ein Zeichen.

Doch Ippolito Odin wusste auch so Bescheid.

»Wolltest du nicht ausreiten?«, fragte er seine Frau.

Die Contessa sah ihn an und verstand sofort, worauf er hinauswollte. »Warum willst du, dass ich gehe?«

Ippolito seufzte. »Ich glaube, hier wartet ein sehr wichtiger Besucher auf mich«, antwortete er und wandte sich an seinen Diener: »So ist es doch, oder?«

»Ja, Signore. Seine Exzellenz Minister Minghetti erwartet Euch.«

»Du wolltest doch nach Turin«, sagte die Contessa. »Und siehe da: Turin kommt zu dir.« Sie lächelte sarkastisch. »Das ist zweifellos nicht nur eine dunkle Wolke. Und auch kein einfaches Gewitter. Das hier ist mit Hagel und allem Drum und Dran.«

»Silvia«, setzte Ippolito an. »Das Königreich hat fünfundvierzig Millionen Lire für den Bau des Cavour-Kanals ausgegeben, und dann war da noch der Krieg, um Venetien und Venedig zurückzuerobern ...«

Die Contessa sah ihn an.

Er wand sich. »Diejenigen von uns, die ... wie soll ich sagen ... ein wenig mehr besitzen als andere, also ... Wir haben uns selbst besteuert, und jetzt müssen wir besprechen ...«

»Die Zahlungsart, ich verstehe.«

»Die Bedingungen.«

»Hinter verschlossenen Türen?«

»Ja, hinter verschlossenen Türen.«

»Warum sollte man so etwas hinter verschlossenen Türen besprechen?«

»Silvia, das ist alles sehr schwierig. Italien als Nation wurde gerade erst aus der Wiege gehoben.«

»Und irgendwer muss diesem kleinen Neugeborenen offenbar die Aussteuer bezahlen. Und außerdem muss es gestillt werden, und man muss es noch saubermachen am ... Ich denke, wir haben uns verstanden.«

»Ich muss jetzt gehen.«

»Mach dir nicht die Mühe, den Minister von mir zu grüßen. Sag ihm einfach, dass ich Besseres zu tun hatte«, murmelte die Contessa. Sie drehte sich auf dem Absatz um und ging wutentbrannt zu den Stallungen, wo sie Bersagliere, ihren geliebten Schimmel, satteln ließ.

Ippolito Odin sah ihr nach, wie sie davonstapfte. Normalerweise brachte ihn ein solches Verhalten zum Lachen, aber heute war sein Herz schwer. Sehr schwer.

Er brachte eine Grimasse zustande, die ein Lächeln sein sollte, als er dem Diener freundschaftlich auf die Schulter klopfte, und wunderte sich selbst über diese so vertraute Geste.

»Sie werden mich schon nicht umbringen«, scherzte er. »Mach dir keine Sorgen.«

Aber sein schweres Herz mahnte ihn, dass es in dieser Hinsicht nichts zu scherzen gab.

Anfang März 1870

Königreich Italien – Pomposa, im Delta des Po

Im Zirkus Callari gab es weder Tiger noch Löwen, geschweige denn bärtige Frauen oder dreibeinige Männer. Aber Trapezkünstler, Akrobaten, Clowns, Zwerge, Jongleure, Zauberer, Messerwerfer und Feuerspucker, die gab es.

Vor allem aber gab es Pferde. Anmutige, pfeilschnelle Araberperde. Dazu große nordische Pferde mit bis über die Hufe reichendem zotteligem Fell, die mühelos schwerste Lasten ziehen konnten. Außerdem ungarische Pferde, die mit zu Zöpfen geflochtener Mähne auf den Hinterbeinen nebeneinander herliefen wie feine Herrschaften beim Spaziergang. Und Pferde, so klein, dass man sie für große Hunde hätte halten können, die bereitwillig durch Feuerreifen sprangen. Wollte man Pferde sehen, welcher Art auch immer, wurde man im Zirkus Callari fündig.

Der Zirkus war von jeher durch Italien gereist. Auch zu den Zeiten, als die großen europäischen Tyrannen das Land unter sich aufgeteilt und beherrscht hatten. Im Piemont hatten die Callari-Artisten schon ihre Vorstellung gegeben, als es noch zu Savoyen gehörte, in der Lombardei und in Venetien, als diese – je nach Tageslage – noch Frankreich oder Österreich unterstanden, in der Toskana, als diese noch ein Großfürstentum war, in Umbrien, den Marken und Latium, als diese noch zum Kirchenreich des Papstes gehörten und von Bonapartes Truppen beschützt wurden, in den südlichen Gegenden, als diese noch von den Bourbonen besetzt waren und dort mehr Spanisch als Italienisch zu

hören war. Nahezu überall hatten sie schon ihr großes Zelt aufgestellt, ob während des Zuges der Tausend unter Garibaldis Führung, mit dem Italien Stück für Stück zurückerobert wurde, um schlussendlich zu einer einzigen Nation zu reifen, oder danach, als die Savoyen sich zum Herrscher erklärten über ein Reich, das es seit den alten Römern nicht mehr gegeben hatte.

Keine Revolution dieser Welt schien dem Zirkus etwas anhaben zu können – er war eine eigene Nation.

Gerade erreichte der lange Zug aus leuchtend bunten Wagen eine Region, die erst seit drei Jahren zu Italien gehörte. Flaches, morastiges Malariagebiet, in dem es von Mücken nur so wimmelte. Träge floss der Po in seinem Bett, teilte von Osten nach Westen ganz Norditalien in zwei Hälften und ließ sich alle Zeit der Welt, seine süßen Wasser in die Arme des Meeres zu tragen.

Der Zug kam ähnlich langsam voran.

Auf dem Kutschbock des letzten Wagens saß ein etwa fünfzehnjähriges Mädchen von eigener Schönheit, ihre Nase war ein wenig zu markant, ihre Lippen rot wie reife Kirschen.

Obwohl es nur so langsam vorwärtsging, klammerte sie sich mit aller Kraft an den Kutschbock. Sie hatte keine Angst herunterzufallen, Angst bereitete ihr vielmehr der Aufruhr in ihrem Inneren, der sie seit Tagen umtrieb und den sie weder abschalten noch jemandem mitteilen konnte. Sie wusste nicht damit umzugehen, ihr Herz quoll über vor zornigem Schmerz, der ihr die Tränen in die Augen trieb und sie gleichzeitig schlucken ließ.

Sie hieß Marta, und die einzige Person, der sie vertraute, war der Mann neben ihr auf dem Kutschbock.

Dieser war um die sechzig, wirkte aber älter, denn das Leben hatte ihm übel mitgespielt. Tag um Tag hatte es viele Furchen tief in sein Gesicht gegraben, die fast aussahen wie Narben. Zwischen den Lippen hielt er eine erloschene Zigarre, deren Tabak so stark war und so übel roch, dass nicht einmal die heimischen Mücken etwas mit ihm zu tun haben wollten. Er hieß Melo.

Damals, in jungen Jahren, war seine Pferdenummer die Hauptattraktion im Zirkus Callari gewesen. Nie wieder hatte jemand es ihm gleichgetan, man sprach noch heute davon. Aber mittlerweile waren seine Beine steif und zu schwach, das Alter hatte ihn aus dem Sattel gehoben. Doch während die anderen Artisten irgendwann erst zu Clowns wurden, dann zu Bonbonverkäufern und schließlich die Ställe ausmisten mussten, wurde Melo nicht degradiert, er kümmerte sich um die Pferde. »Denn«, so sagte Ascanio, der Zirkusdirektor, der mit seinen achtzig Jahren die Fäden immer noch sicher in der Hand hielt, »mit Pferden reden ist leicht, das kann jeder. Die Pferde aber, die verstehen nur Melo, sonst niemanden.«

Marta blickte starr vor sich hin, die Finger in den Kutschbock gekrallt, angriffslustig und resigniert zugleich. Sie hatte etwas begriffen, das zu groß für sie war. Viel zu groß. Doch sie war mit diesem schrecklichen Geheimnis allein.

Während Marta mit ihren Gedanken kämpfte, drang aus dem gelb-roten Wagen vor ihnen, gedämpft vom Knirschen der Räder und den im Schlick schmatzenden Pferdehufen, leise das Wimmern eines Kindes.

Jetzt kam ein Kirchturm in Sicht. Das bedeutete, dass sie Pomposa erreicht hatten, ein Städtchen, das sich ausschließlich durch seine romanische Abtei und einen stechenden, fauligen Geruch auszeichnete, der bei der Gewinnung von Zucker aus Rüben entstand.

»Was ist eigentlich los mit dir?«, wollte Melo wissen.

»Nichts«, antwortete Marta.

Der Alte zog sanft die Zügel an, um die Pferde zum Stehen zu bringen. Sie würden hier mit den anderen auf einer kahlen Wiese ihr Lager aufschlagen und das Zelt für die Vorstellung aufbauen. »Wirklich?«

»Ja. Lass gut sein«, murmelte Marta und sprang vom Kutschbock, um beim Lageraufbau zu helfen.

Als sie an dem gelb-roten Wagen vorbeikam, in dem sie wie immer mit den anderen Kindern vom Zirkus schlafen würde, verlangsamte sie den Schritt und lauschte. Und wieder hörte sie das Wimmern des Kindes.

»Nicht weinen«, war von drinnen eine weibliche Stimme zu hören. »Willst du einen Keks?«

Das Wimmern erstarb.

Martas Magen krampfte sich zusammen, sie beschleunigte ihren Schritt, und mit den Händen auf den Ohren fing sie fast an zu rennen.

Dann widmete sie sich ihren Aufgaben mit all ihrer Kraft, in der Hoffnung, so den quälenden Gedanken verscheuchen oder wenigsten zum Schweigen bringen zu können.

Aber es half nichts. Stunde um Stunde, Tag um Tag hatte sich dieser Gedanke in ihr eingenistet, im Kopf, im Herzen und in der Seele.

Als das große Zelt fertig aufgebaut war, schlüpfen die Schausteller in ihre Kostüme. Sie ersetzten ihre graue Alltagskleidung durch glänzende, enganliegende Anzüge, die Männermuskeln betonten und schöne Frauenkörper hervorhoben, in denen Zwerge noch winziger und Clowns noch lustiger aussahen. Die Gemeinschaft erwachte in Erwartung des Publikums, das am Abend kommen würde, um zu staunen, zu schaudern, zu lachen und Fantastisches zu erleben.

Marta hatte schon alles im Zirkus versucht. Doch ihr fehlte das akrobatische Gleichgewicht, die Dehnbarkeit der Schlangensmenschen, die Koordination der Jongleure und die Kaltblütigkeit der Messerwerfer. Auch hatte sie nie verstanden, mit den Pferden zu reden. Sie konnte nichts Besonderes, hatte weder Talent noch Leidenschaft.

So war sie in der Wurfhütte gelandet. Außerhalb des Zeltes, wo die Vorstellung gegeben wurde. Ausgeschlossen. Sie war ein Fremdkörper in dieser talentierten Gemeinschaft. Sie musste nur

die Dosen aufstellen und den Kunden, die für drei Würfe bezahlten, die Stoffbälle reichen, das war alles.

Während sie wartete, glitt ihr Blick wieder zum gelb-roten Wagen, und sofort kochte heftige Wut in ihr hoch. Sie warf einen Ball gegen die Dosenpyramide und stellte dann geduldig alles wieder auf in dem Versuch, ihren Zorn zu bändigen. In Wahrheit aber war es eher Ungläubigkeit, Schmerz, ein Riesendurcheinander.

Im Grunde hatte sie sich hier bei den Schaustellern immer fremd gefühlt, war immer in einem Niemandland herumgeirrt. Insbesondere jetzt, da sie dieses schreckliche Geheimnis herausgefunden hatte.

»Gibst du mir drei Bälle für meinen Jungen?«

Vor Marta stand ein Mann. Er war um die vierzig und in Begleitung zweier Kinder. Der Junge musste um die zwölf sein, die Kleine, an der Hand des Vaters, knapp vier.

»Natürlich, Signore«, sagte sie und reichte dem Jungen die Bälle.

Er warf. Ein flacher Wurf, der viel zu seitlich geriet und nur eine einzige Dose zu Fall brachte.

»Du musst besser zielen«, riet der Vater. Er ließ die Hand seiner Tochter los und zeigte dem Jungen die Bewegung. »So, siehst du?«

Der zweite Wurf war schon besser.

»Gut! Aber du musst mehr aus der Schulter werfen.«

Da bemerkte Marta, wie sich das kleine Mädchen ein Stückchen entfernte und schließlich zwischen den Leuten vor dem Zirkuszelt verschwand. Ihr schoss das Blut ins Gesicht, Panik ergriff sie.

»Deine Tochter«, schrie sie den Mann an, »wo ist deine Tochter?«

Der Mann sah sie an, überrascht von der Heftigkeit ihres Ausbruchs. Dann blickte er sich um.

»Sie ist weg!«, schrie Marta aufgelöst.

In diesem Moment tauchte das Kind wieder auf und lief zu seinem Vater.

»Was ist mit dir, Mädchen?«, fragte der Mann.

Marta war immer noch wie von Sinnen. »Du musst auf deine Tochter achtgeben!«, schrie sie ihn an. »Was, wenn sie sich verläuft? Wenn irgendjemand sie mitnimmt?«

»Was redest du denn da? Sie ist doch hier.«

Marta war außer sich. »Man muss doch auf seine Kinder aufpassen!«

»Entschuldigt, Signore«, mischte sich einer der Schausteller ein. »Marta, was ist los mit dir? Beruhige dich.«

»Aber das Mädchen ...«, rief Marta erbost.

Der Schausteller packte sie hart am Arm. »Geh jetzt!«, befahl er ihr. »Und komm erst wieder, wenn du dich beruhigt hast.« Er schubste sie weg und wandte sich an den Herrn: »Bitte entschuldigt, Signore. Euer Sohn bekommt noch mal drei Bälle umsonst.« Und an Marta gewandt, die sich nicht vom Fleck bewegt hatte, stieß er noch einmal hervor: »Geh jetzt!«

Keuchend und außer sich vor Wut ging Marta davon. Ihre Augen füllten sich mit Tränen. Mit dem Verhalten des kleinen Mädchens war erneut die Angst in ihr erwacht.

Wie von selbst liefen ihre Füße zu dem gelb-roten Wagen, wo sie durch das Fenster einen Blick auf das kleine Mädchen erhaschte, dessen Wimmern sie den ganzen Tag über gehört hatte. Es lag zusammengekauert in einer Ecke, immer noch wimmernd, Rotz lief ihr übers Kinn, während sie leise murmelte: »Mama, Mama ...«

Und in diesem Moment, als sie schon meinte, ihr Kopf würde platzen, ihr Herz zerreißen, als in ihren Lungen Feuer loderte und ihre Seele in einen nachtschwarzen Abgrund stürzte, entschied sich Marta, ihrem Albtraum ins Gesicht zu sehen.

Auch sie war einst gestohlen worden.

Anfang März 1870

Königreich Italien – Pomposa, Comacchio, Ravenna

Nach einer unruhigen Nacht machte Marta sich früh am nächsten Morgen auf die Suche nach Melo. Seit knapp einer Woche wusste sie Bescheid. Man hatte sie gestohlen, vor vielen Jahren, genauso wie das kleine Mädchen im gelb-roten Wagen. Sie hatten ihr die Familie genommen. Eine richtige Familie, nicht so eine, wie diese sonderlichen Schausteller eine war. Irgendwo hatte sie eine Mutter, einen Vater, vielleicht hatten ihre Großeltern noch gelebt, als sie verschwand, bestimmt hatte sie Brüder und Schwestern, mit denen sie damals auf einem Hof voller Hühner und Schweine gespielt hatte. Und abends beim Essen hatten sie viel und gerne gelacht.

Und eines Tages hatte sie sich ein kleines bisschen zu weit entfernt.

Sie erinnerte sich nicht mehr an Einzelheiten, aber Tatsache war, dass man sie ihres Schicksals beraubt hatte.

Das kleine Mädchen hatte die Erinnerung in ihr wachgerüttelt. Vor fünf oder sechs Tagen, als sie den Po überquerten, auf Kähnen, die mithilfe dicker Taue von einem Ufer zum anderen gezogen wurden, landeten sie in der Nähe eines traurigen Dorfes mit Namen Contarina. Wie ein riesiger Tausendfüßler grub sich der Wagenzug lärmend in die Landschaft, geduckt unter einem tief stehenden Himmel, der fast die niedrigen Dächer der Armenhäuser berührte.

Und da passierte es.

Am Ende der Straße stand das kleine Mädchen. Vier, vielleicht fünf Jahre alt. Mit nackten Füßen im Dreck, trotz der Kälte. Sie trug nur ein dünnes graues Kleidchen, so schmutzig wie der Rest von ihr. Unter dem Schmutzfilm konnte Marta ihre blassen Wangen sehen. Ihre Beinchen bestanden lediglich aus Haut und Knochen.

Und plötzlich schoss ein starker Arm aus einem der Wagen, ergriff sie und zog sie hinein. Schnell wie ein Falke, der auf seine Beute niederschießt. Eine Sekunde. Nicht mehr. Dann war sie fort. Verschwunden.

Und Marta hatte begriffen. Auch bei ihr war es so gewesen.

Sie konnte nicht darüber reden, kein Wort kam über ihre Lippen. In ihr war etwas zerbrochen.

Bis gestern. Die Wurfhütte, das kleine Mädchen – da konnte sie es nicht mehr zurückhalten.

Nun lief sie bei Sonnenaufgang fröstelnd zu Melo, quer durch das geschäftige Wagenlager, in dem sich der Duft von Kaffee ausbreitete. Er war gerade dabei, die bereits gestriegelten und gefütterten Pferde in ihre Boxen zu bringen.

»Bei mir war es genauso, oder?«

»Was?«, fragte der Alte, ohne sie anzusehen.

»Das weißt du ganz genau.«

Wieder erklang das Wimmern des kleinen Mädchens.

»Mit mir habt ihr es so gemacht wie mit ihr, ist es nicht so?«

Marta musterte ihn aufmerksam. Sie kam sich so dumm vor. Es war so offensichtlich, wie hatte sie das all die Jahre übersehen können? Hier im Zirkus hatte sie keine Mutter, keinen Vater. Keine Oma, keinen Opa. Ihr war das Gleiche passiert. Sie kannte die Antwort, aber sie brauchte jemanden, der es ihr bestätigte.

»Antworte mir.«

Melo schwieg.

»Wo komme ich her?«, fragte Marta, und ein dumpfer, tiefer Schmerz füllte ihr Herz.

Melo biss sich auf die Lippen und murmelte dann: »Ich weiß es nicht.«

»Wie alt war ich?«

»Wenn nicht einmal du es weißt, dann warst du wohl noch ziemlich klein.«

»Habe ich geweint?«

Endlich drehte Melo sich um. Ihre Blicke trafen sich.

»Nie. Du warst immer sehr stark.« In seiner Stimme schwang Stolz mit, als wäre das sein Verdienst.

Marta spürte ein geradezu schmerzhaftes Verlangen nach Gewissheit. Als würde sie erst jetzt bemerken, dass man einen ihrer Arme verstümmelt hatte. Als könnte eine Verletzung anfangen zu bluten, Jahre, nachdem sie zugefügt worden war.

»Ich glaube nicht, dass du dich nicht mehr erinnerst, wo das war!«, stieß sie hervor.

Melo zündete eine Zigarre an. Bläuliche Rauchschwaden stiegen auf. »Du bist hier geboren«, sagte er ernst. »Unterwegs. So, wie wir alle. Du gehörst nirgendwohin. Nur zum Zirkus.«

Marta schüttelte heftig den Kopf. »Nein! Ich hatte mal ein Zuhause!«

Melo lächelte, aber in seinem zerfurchten Gesicht war keine Freude zu sehen. »Und glaubst du, dort wäre es schöner?«

Diese Frage konnte Marta nicht beantworten. Ein Schauer lief ihr den Rücken hinunter.

Und als hätte Melo diesen Schauer gespürt, fuhr er fort: »Für uns Zirkusleute ist die Straße das Zuhause. Und davon kommt man nicht mehr weg, das ist wie mit der Malaria. Wenn du einmal infiziert bist, bleibst du es dein ganzes Leben lang.« Er zeichnete mit einem Finger eine Linie durch die Luft. »Dein Zuhause ist die Straße. Und das wird immer so bleiben. Immer.«

»Lügen, alles Lügen!«, rief Marta, doch tief in ihrem Inneren fürchtete sie, dass der Alte recht hatte, was ihre Zukunft betraf. Sie wandte sich hastig um und lief weg zum gelb-roten Wagen

und spähte hinein. Und je länger sie das Kind ansah, desto mehr wurde das Kind sie und sie das Kind.

»Wie heißt du?«, fragte sie schließlich, als auch das Kind sie am Fenster bemerkt hatte.

»Rosa«, antwortete die Kleine traurig.

In diesem Moment stieg eine Frau mit einem Teller dampfenden Essens in den Wagen, und Marta duckte sich hastig weg. Die Frau hieß Armandina, genannt die Schöne, *La Bella*. Früher einmal war sie Trapezkünstlerin gewesen und es hieß, sie sei sehr schön gewesen und alle hätten immerzu auf ihr rundes festes Hinterteil geschaut. Jetzt war nicht mehr viel von ihrer Schönheit übrig. Und man fand sie auch nicht mehr am Trapez, sondern bei den Töpfen.

Marta beobachtete aus ihrem Versteck, wie das Kind gierig aß. Dann hörte sie Bella sagen: »Fein, Lidia.«

Marta traute ihren Ohren nicht. Das Kind hieß doch Rosa! Plötzlich kam ihr ein ungeheurerlicher Gedanke. Sie rannte zu Melo. »Wie heiße ich wirklich?«, fuhr sie ihn an.

»Arabella«, gab Melo zurück.

»Arabella?«

»Nein, Ginevra«, korrigierte sich der Alte, ohne sie anzusehen.

»Ginevra ...«

»Oder Alberta.« Melo musterte sie mit seinen müden, aber aufmerksamen Augen. »Auch wenn du glaubst, dass einer von uns dich in seinen Wagen gezerrt hat, so zählt doch, wer du heute bist und wie du heute heißt.«

Martas Augen füllten sich mit Tränen. »Ich heiße Marta«, gab sie zurück.

Der Alte zog an seiner Zigarre und sah den bläulichen Rauchschwaden nach, als wären es durchziehende Wolken, die nur kurz die Sterne verdeckten. »Genau, du bist Marta«, bekräftigte er leise.

»Und du ein alter Esel.«

Als die Zirkuswagen sich eine knappe Stunde später in Richtung Ravenna in Bewegung setzten, sprang Marta neben Melo auf den Kutschbock. Sie schwieg, aber in ihrem Inneren war ein schreckliches Gemetzel im Gange, das ihre Seele zerfraß.

Unterwegs brach ein Wagenrad, und da sie es ersetzen mussten, waren sie am späten Nachmittag noch immer nicht angekommen.

Sie befanden sich in den Hügeln vor Comacchio. Binsen und Schilf, so weit das Auge reichte, weiter unten Wasser. Weder Meer noch Fluss. Brackwasser, aus dem sich Pfahlhäuser erhoben, mit Wänden und Decken aus trockenem Schilf, gestützt auf algenbedeckte Holzpfähle, davor lagen Stege wie ausgestreckte Arme. Am Ende der Stege waren kranähnliche Gerätschaften aufgestellt, an denen quadratische Netze hingen, die ins Wasser gelassen und voll von wimmelndem Leben wieder hochgezogen wurden. Glitschige Wasserschlangen, schwarz glänzend und fett, Aale. Die würden sie am Abend auch über dem Feuer braten und mit in rußigen großen Kupfertöpfen zubereiteter Polenta essen.

Während sich der Fischgeruch über dem Lager ausbreitete, suchte Marta wie immer Melo auf.

»Vielleicht weißt du nicht mehr, wo ihr mich gestohlen habt«, sagte sie provozierend. »Aber ich weiß, wo ihr sie herhabt.«

»Wer ist ›sie‹?«, fragte der Alte zerstreut.

»Rosa.«

»Wer ist Rosa?«, fragte er völlig desinteressiert. »Ich dachte, sie heißt Lidia.«

»Lidia habt ihr sie genannt.«

»Wer, ihr?«

»Ihr Zirkusleute!«

»Und du gehörst nicht dazu?«

»Ich stehle keine Kinder!« Marta biss sich auf die Lippen, ihre Nasenflügel blähten sich auf, und sie ballte die Hände zu Fäusten. »Ihr wird es nicht so gehen wie mir, sie wird ihren wahren Namen

kennen«, sprudelte sie hervor. »Jeden Tag werde ich sie daran erinnern, dass sie Rosa heißt.«

Melo sah sie ernst an, dann nickte er. »In Ordnung«, meinte er schließlich.

Marta war verwundert. »Bist du nicht böse auf mich?«

»Wieso sollte ich?«

Sie musterte ihn. »Ich lasse mich von dir nicht für dumm verkaufen. Ich habe mir das jetzt vorgenommen, und so werde ich es machen«, sagte sie.

»Das ist ja was ganz Neues. Du hast doch immer getan, was du dir vorgenommen hast.«

»Genau.«

»Ich hab's verstanden, du brauchst gar nicht zu schreien, ich bin weder taub noch blöd. Sonst noch was?«, fragte Melo. »Ich möchte nämlich in Ruhe pinkeln. Wenn du also fertig bist, würde ich mich mal hinter diesen Busch da verziehen.«

Doch Marta hatte Melo aus einem ganz bestimmten Grund aufgesucht. »Eine Sache noch.«

»Beeil dich, so eine Blase hält in meinem Alter nicht mehr viel aus.«

»Kannst du Ascanio bitten, dass ich mich um das Mädchen kümmern und bei ihr im Wagen bleiben darf?« Sie spürte, wie sie errötete.

»Jetzt pass mal auf«, ereiferte sich Melo. »Du kommst hier an und erzählst mir, dass du eigentlich nicht zu uns gehörst, dass du gegen unsere Regeln verstoßen willst – und dann willst du, dass ich dir helfe?«

»Du hilfst mir immer«, warf Marta ein.

»Jetzt mach mal nicht auf lieb Kind, damit kommst du bei mir nicht weit.«

»Musstest du nicht pinkeln?«, foppte ihn Marta. »Na? Wirst du ihn fragen: Ja oder nein?«

Melo machte sich auf in Richtung Gebüsch.

»Jetzt sag schon: Ja oder nein?«, rief Marta ihm nach.

Melos Gesicht erschien noch einmal zwischen den Zweigen.

»Ja oder nein?«, schrie sie noch lauter.

»Jetzt lass mich in Ruhe pinkeln!«

Marta wartete ungeduldig, und endlich erschien Melo und knöpfte sich die Hose zu.

»Ja oder nein?«, wollte sie noch einmal wissen.

Ruhig trat er neben sie. »Ja«, gab er zurück. »Jetzt habe ich dich aber ganz schön auf die Folter gespannt, was?«

»Du verdammter Strohkopf!«

»Wasch dir den Mund aus, sonst hält man dich am Ende noch für eine aus dem Zirkus.«

»Du verd... Du Strohkopf!«, sagte sie widerwillig.

Melo lachte, so sehr, dass er sich fast verschluckte.

Aber er hielt Wort und sprach mit Ascanio. Und so kam es, dass Marta schon am nächsten Morgen in den gelb-roten Wagen stieg.

Sobald niemand sie hören konnte, flüsterte sie dem Mädchen ins Ohr: »Rosa. Das ist dein richtiger Name. Rosa. Vergiss das nie.«

Das Mädchen, das satt und zufrieden wirkte, sah sie nur verständnislos an.

»Rosa«, wiederholte Marta und fügte hinzu: »Contarina. Du kommst aus Contarina oder von irgendwo dort in der Nähe.« Und ihr war, als schriebe sie ihre eigene Geschichte neu. Ihre wahre Geschichte.

»Dir wird es nicht so ergehen wie mir«, vertraute sie ihr leise an, während sie die Via Romea verließen, um dem Canale Candiano von der Adriaküste nach Ravenna zu folgen. Sie blickte den langen, mit Ware beladenen, flachen Kähnen nach, die flussaufwärts in Richtung Stadt getreidelt wurden. Die kräftigen Pferde waren durch dicke Seile mit den Kähnen verbunden und mühten sich den Leinpfad entlang. »Du sollst nicht das Leben vergessen, das du vorher hattest.«

Der ernste Tonfall erschreckte das Mädchen, und es fing an zu weinen.

»Dummerchen. Du wirst mir noch dankbar sein«, flüsterte Marta. »Stark musst du werden. Stärker als dein Schicksal.«

Das Mädchen schrie verängstigt auf.

Armandina La Bella eilte herbei und schubste Marta weg. Sie nahm die Kleine auf den Arm, wiegte sie sanft und mütterlich und gab ihr eine rot-weiße Zuckerstange. Das Mädchen hörte auf zu weinen.

»Kleine Lidia«, flüsterte Armandina und gab ihr einen Kuss auf die Wange.

»Bist du auch für mich die Mama gewesen, als ihr mich gestohlen habt?«, wollte Marta wissen.

La Bella schüttelte den Kopf. »Dich haben wir nicht gestohlen.« Sie senkte den Blick. »Du bist hier geboren.«

»Und meine Mutter?«

»Ist gestorben.«

»Und mein Vater?«

»Der auch.«

»Wie hießen sie?«

»Weiß ich nicht mehr. Wir sind hier so viele.«

»Und ich, wie war mein Name?«

»Marta.«

»Und warum heißt sie jetzt Lidia und nicht mehr Rosa?«

Armandina kniff ihr in die Wange, so fest, dass es weh tat. »Du suchst wohl Ärger, Mädchen«, sagte sie, bevor sie mit der Kleinen auf dem Arm die Tür aufstieß.

»Raus mit dir«, fuhr sie Marta an. »Geh in deinen Wagen zurück, ich will dich hier nicht mehr haben.«

»Ascanio hat gesagt, ich darf hierbleiben. Er ist derjenige, der hier befiehlt, nicht du.«

Armandina La Bella stellte die Kleine auf den Boden, trat ganz dicht an Marta heran und gab ihr eine schallende Ohrfeige.

»Du solltest beten, dass ich Ascanio nichts von deinen Dummheiten erzähle. Raus mit dir, und halt dich von Lidia fern, wenn du nicht willst, dass Ascanio davon erfährt. Kapiert?«

Mit brennender Wange sprang Marta vom Wagen. Sie wartete auf Melos Wagen und kletterte zu ihm auf den Kutschbock. Zitternd vor Wut setzte sie sich neben den Alten.

Melo fiel die gerötete Wange sofort auf. »Du bist ein Dummerchen«, sagte er. »Nicht einmal einen Tag hast du geschafft.«

»Lass mich in Ruhe.«

»In deinem Alter solltest du ab und zu den Mund halten können.«

»Lass mich in Ruhe, habe ich gesagt.«

Melo ließ die Peitsche in der Luft knallen und gab den beiden Walachen vor dem Wagen ein Kommando. Dann schwieg er, eine Zigarre zwischen den vom Tabak unwiderruflich verfärbten Lippen.

Sie fuhren einige Kilometer, bis es schließlich aus Marta herausbrach: »Der ganze Zirkus widert mich an! Ihr seid alle widerlich, ihr stehlt Kinder. Man schimpft euch zu Recht Herumtreiber.«

Melo schwieg.

»Ich könnte zu den Gendarmen gehen, die würden sie wieder nach Hause bringen.«

»Und woher willst du wissen, dass ihre Eltern das auch wollen?«

»Weil es ihre Eltern sind.«

Melo seufzte. »Du hast keine Ahnung vom Leben, mein Mädchen. Hast du gesehen, wie verwahrlost sie war, als wir sie mitgenommen haben? Barfuß, bei dieser Kälte. Die werden ihr Verschwinden nicht einmal angezeigt haben. Jetzt haben sie ein Maul weniger zu stopfen. Du weißt nicht, wie grausam Armut ist.«

»Ihr habt sie geschnappt, und ich könnte euch bei den Gendarmen verraten«, drohte Marta noch einmal.

»Du würdest deine eigenen Leute verraten?«, fragte Melo.

»Ihr seid nicht meine Leute.«

»Du bist hier aufgewachsen. Es hat dir an nichts gefehlt.«

»Meine Familie hat mir gefehlt!«, schrie Marta.

Melo zündete erneut seine Zigarre an, während der Wagenzug jetzt den Leinpfad am Fluss verließ und ein Feld kurz vor Ravenna erreichte, wo sie das Zirkuszelt aufbauen würden.

»Habe ich auch so ausgesehen?«, fragte Marta unsicher.

Melo antwortete nicht.

»So wie sie?«

»Nein.«

»Nein, und sonst nichts?«, ereiferte sich Marta. »Wie denn?«

Nach einer langen Pause sagte Melo: »Schlimmer.«

»Was meinst du?«

»Schlimmer eben«, gab der Alte zurück, zog die Zügel an und legte die Wagenbremse ein. Sie waren angekommen.

»Ich gehe weg!«, schleuderte Marta ihm entgegen. »Ich hasse euch alle!«

Melo schirrte die Pferde ab und band sie an. Später würde er sie striegeln und ihre Hufe auskratzen. Schon seit vielen Jahren gaben ihm Pferde das Gefühl, wichtig zu sein. Sie waren besser als Frauen. In seinem ganzen Leben hatte ihm niemand so viel gegeben wie die Pferde.

Außer diesem dummen Mädchen. Dieses Mädchen war für ihn etwas ganz Besonderes, aber das hatte er ihr nie gesagt.

Eine Stunde später, als die stärksten jungen Männer erst den mittleren Zeltmast und dann die seitlichen hochzogen und so dem Zelt seine Form gaben, fuhr Melo in einer kleinen Kalesche an Marta heran.

»Steig ein«, forderte er sie auf.

»Wohin fahren wir?«

»Steig ein«, wiederholte Melo.

Marta kletterte hoch.

Der Alte ließ die Peitsche in der Luft knallen, und das Pferd trabte los.

Kurz darauf erreichten sie Ravenna.

Marta hatte die Stadt noch nie gesehen. Sie hatte noch nie irgendetwas gesehen, sie blieb immer nur beim Zirkus.

»So.« Melo hielt die Kalesche an. »Das hier ist die große Piazza von Ravenna. Schön, nicht wahr?« Er deutete auf die antiken Häuser, die wie ein edler Rahmen um die Piazza standen.

»Wunderschön«, rief Marta und wunderte sich, warum Melo ihr das zeigte, so etwas hatte er noch nie getan.

»Ravenna ist eine alte, reiche Stadt, die in voller Blüte steht«, erklärte er. »Die Leute hier sind sehr freundlich und offen.« Liebevoll blickte er über die Piazza. »Wenn ich irgendwann einmal neu anfangen sollte, dann hier.« In seiner Stimme lag Schwermut.

»Warum erzählst du mir das?«, wollte Marta wissen.

»Steig aus«, sagte Melo.

»Warum?«

»Steig aus, oder ich geb dir einen Tritt in den Hintern.«

Marta stieg aus.

Melo zog ein Bündel Geldscheine aus seiner Hosentasche, das von einem Band zusammengehalten wurde. »Das sind meine Ersparnisse. Keine Ahnung, was ich damit eigentlich vorhatte. Ich werde im Zirkus sterben und brauche das Geld nicht. Nimm du es.«

»Warum?« Martas Stimme zitterte.

»Jetzt nimm es schon«, rief er ungeduldig.

Marta nahm das Geld.

»So. Du wolltest doch weggehen. Das kannst du jetzt«, sagte Melo. »Du hast Geld, und vom Zirkus findet dich hier keiner. Ich erzähle es niemandem. Geh und lebe dein Leben. Du bist frei.«

»Nein ...«

»Viel Glück, mein Mädchen.«

»Nein ...«

»Geh schon!«, schrie Melo. Dann wendete er die Kalesche und fuhr davon.

»Melo!«, schrie Marta ihm hinterher.

Doch Melo blieb nicht stehen.

»Melo!«, schrie sie noch lauter.

Melo verschwand in einer Seitenstraße.

Marta verharrte reglos auf der Stelle, das Geldbündel in der Hand. Dann senkte sie langsam den Blick auf den Boden, sie wollte nicht diese fremde Piazza sehen und nicht die Leute, die hier lebten. Nichts und niemanden kannte sie hier, alles war fremd und unbekannt. Es machte ihr Angst.

Langsam tat sie einen ersten Schritt, und kurz darauf rannte sie über die Piazza.

Die Sonne ging schon unter, als sie endlich das riesige Schild mit der Aufschrift »Zirkus Callari« erblickte, dazu das große rot-weiß-gestreifte Zelt, die gespannten Seile, die bunten Wagen und die Lichter, als sie die Musik hörte und die Düfte nach Essen und Stall ihr in die Nase stiegen.

Da fühlte sie sich nicht mehr verloren. Aber besiegt.

Sie ging direkt zu Melo. »Du wusstest, dass ich wiederkomme, oder? Du wusstest, dass ich Angst haben würde.«

»Setz dich«, sagte der Alte.

Marta nahm schweigend neben ihm auf dem Boden Platz. Auch Melo sagte nichts weiter, er sah sie nicht einmal an.

So saßen sie nebeneinander, wie immer. Als wäre nichts geschehen. Wie an jedem gewöhnlichen Abend.

»Was meinstest du damit, dass es bei mir schlimmer war als bei dem Mädchen?«, wollte Marta schließlich wissen.

Melo sah in der zunehmenden Dunkelheit auf seine Füße.

»Du hattest ein blaues Kleidchen an«, begann er schließlich, mit einer Stimme, die so weit entfernt klang wie die Erinnerung, die er gerade hervorholte. »Mit winzigen weißen und roten

Blumen darauf, die an einem dünnen, blassgrünen Stängel hingen ...« Er schluckte, legte den Kopf in den Nacken und seufzte. Seine Stimme zitterte und Tränen rannen über seine zerfurchten Wangen.

Marta wandte den Blick ab, überzeugt, dass Melo so nicht gesehen werden wollte. Er weinte nie.

»Deine Augen ...« Er schluckte schwer, bevor er weitersprach. »Angst lag in deinem Blick, du sahst nach rechts und nach links, nach oben und unten, vollkommen verstört, du sahst alles und nichts ...«

Wieder schwieg er.

Plötzlich war sich Marta nicht mehr sicher, ob sie diese Geschichte hören wollte.

Melo streckte die Hand aus und berührte ihr rechtes Handgelenk. Mit dem Finger fuhr er über die bläuliche schwielige Narbe, die schon immer da gewesen war, solange sie sich erinnern konnte.

»Keine Ahnung, wie du es gemacht hast. Aber anscheinend hattest du die Schnur zerbissen. Keine Ahnung ... Das Fleisch war so tief eingeschnitten, dass man den Knochen sehen konnte.«

Ein Schauer kroch über Martas Rücken.

»Sie hatten dich angebunden«, fuhr Melo fort, ohne ihr Handgelenk loszulassen. »Ein kleines Mädchen, angebunden wie ein Stück Vieh ...« Seine Stimme zitterte. »Schlimmer noch als ein Stück Vieh ... So eine Sauerei!«

Marta meinte, keine Luft mehr zu bekommen.

»Irgendwie ist es dir gelungen wegzulaufen, und ich habe dich aufgegabelt«, sagte er und strich gedankenverloren über ihre Narbe. »Ich habe deine Verletzung behandelt, wie ich es auch bei einem Pferd getan hätte. Du hast nie geweint, nie gejammert und warst lange vollkommen stumm.« Er ließ ihr Handgelenk los. »Und eines Tages hast du plötzlich geredet. Jetzt tut es nicht mehr weh«, hast du gesagt.« Melo unterdrückte ein Schluchzen.

Seine Wangen waren tränenüberströmt, und er strich ihr jetzt über den Kopf. »Ich habe mich nie getraut zu fragen, was du damit meinstest – dein Handgelenk oder dein Herz.«

Marta wusste nicht, was sie sagen sollte, und so schwiegen sie lange, mit diesem Geheimnis zwischen ihnen, das nun keines mehr war. Mit dieser schrecklichen Geschichte, die durch ihre Schuld ausgegraben worden war. Denn Melo hätte ihr das niemals erzählt, hätte sie ihn nicht zur Rede gestellt. Er hätte sie weiter mit seinem Schweigen beschützt.

»Ich gehe jetzt schlafen«, verkündete der Alte schließlich und erhob sich.

Marta blickte zu ihm auf.

»Ich werde nie vergessen, wo ich dich gefunden habe«, sagte er und sah sie mit festem Blick an. »Möchtest du auch das wissen?«

Melo würde sie weiter beschützen, wie er es immer getan hatte, daran zweifelte sie nicht. Aber seine Frage zeigte ihr, dass der Moment gekommen war, sich selbst zu schützen.

»Nein«, antwortete sie mit dünner, aber fester Stimme, die möglicherweise der des Kindes ähnelte, das sie einst gewesen war. Ein Kind, welches wie ein Tier das Seil durchbiss, mit dem man es angebunden hielt.

Der Alte nickte ernst, dann gab er ihr einen Klaps. »So, mein Mädchen, jetzt reden wir noch über etwas anderes.«

»Worüber denn?«

»Tu nicht so ahnungslos und gib mir mein Geld zurück, du Betrügerin. Ihr Zirkusleute seid doch wirklich schlimmer als Herumtreiber. Diebe und Betrüger, das seid ihr.«

Anfang März 1870

Königreich Italien – Olengo, Provinz Novara

Als Pietro nach der Abfahrt der Contessa im Dreck auf dem Hof wieder zu sich kam, waren alle Augen auf ihn gerichtet.

Die anderen Waisenkinder starrten ihn an, die Erzieher, die vinzentinischen Schwestern, der Direktor und seine Frau. Und in allen Augenpaaren war das Gleiche zu lesen: Neid. Sein Blick fand seinen Freund Lino, 20/08, auf der anderen Hofseite.

»Sie hat mich genommen!«, rief er ihm zu.

Lino war der Einzige, der sich für ihn freute.

Der Direktor wies ärgerlich einen Erzieher an: »Kümmere dich darum, dass 19/03 wegen der Wanzen behandelt wird.« Er hielt kurz inne, als würde es ihn Überwindung kosten, die nächsten Worte zu sprechen: »Er soll ein Bad nehmen ... ein Wannenbad. Mit heißem Wasser. Dass er mir ja nicht krank wird, um Gottes willen, die Contessa würde ...« Wieder hielt er kurz inne, bevor er die anderen Kinder wütend anschrie: »Verdammt! Und ihr geht in die Klassenzimmer, ihr Faulpelze!«

Die Kinder trotteten sogleich brav mit gesenkten Köpfen der Reihe nach zum Hauptgebäude, gefolgt vom Direktor, seiner Frau und den beiden Schwestern. Keines von ihnen wunderte sich, nicht ausgewählt worden zu sein. Denn das waren sie ohnehin nie. Keines von ihnen.

Ein Erzieher begleitete Pietro zu den Waschräumen im flachen Seitengebäude auf der rechten Seite, die eigentlich den Lehrern vorbehalten waren, und nicht zum linken Flügel, in

dem sich Umkleiden und eiskalte Duschen befanden. Das rechte hatte noch keiner von ihnen von innen gesehen, dort gab es ein Zimmer für den Direktor, in dem eine Wanne und ein holzbeheizter Badeofen standen.

Nachdem der Junge ein Bad genommen und sich abgetrocknet hatte, zog er neue Kleidung an, immer noch keine schöne, aber wenigstens saubere.

»Wenn er bei den anderen im Schlafsaal schläft, holt er sich wieder Wanzen«, sagte der Erzieher zum Direktor.

Zitternd vor Wut schlug der Direktor mit der Faust auf den Schreibtisch. »Dann schläft er eben in meinem Zimmer«, stieß er hervor.

Und so war Pietro nun also in dem Zimmer untergebracht, das dem Direktor für den Notfall vorbehalten war, wenn er bis spätabends im Waisenhaus aufgehalten wurde. Es war warm und gemütlich, mit Bildern an den Wänden, einem Holzfußboden und einem Teppich und einem weichen Bett mit flauschiger Decke.

»Morgen früh wirst du von einer Kutsche der Signori Odin abgeholt«, teilte ihm ein Erzieher emotionslos mit, bevor er die Tür hinter sich schloss.

Pietro ließ sich auf das Bett fallen. Die Matratze war weich, wie aus Wolle, und die Sprungfedern quietschten nur ganz leicht.

Aber er konnte nicht sofort einschlafen, wie er es sonst tat. Denn sonst gab es nichts, worauf er sich freute. Morgen aber, morgen würde ein ganz besonderer Tag sein.

»Sehr besonders!«, rief er und setzte sich ruckartig auf. »Nein, sehr, sehr, sehr besonders!«

Dann brach er in Lachen aus, und das war irgendwie seltsam. Im Heim wurde gelacht, weil jemand im Schlafsaal furzte oder »Fahr zur Hölle, Direktor« rülpsen konnte. Es wurde gelacht, weil jemand die Treppe herunterfiel, die Ruhr hatte und sich in die Hose machte oder die gerade gegessene Suppe wieder auskotzte.

Es wurde gelacht, wenn einer der Kleinen nachts weinte, weil jemand ihm vorher vom Schwarzen Mann erzählt hatte, oder einer der Großen dabei erwischte wurde, wie er sich einen runterholte.

Aber noch nie hatte jemand gelacht, weil sich sein Leben ändern sollte.

Doch er hatte gelacht, weil ihm nun ein neues Schicksal winkte. Er würde zu einem der Jungen werden, wie es sie eigentlich nur im Märchen gab. Er würde reich sein. Und davon kostete sein Lachen jetzt, seltsam, neu, wunderbar. Er lachte noch einmal, als wollte er sich an diesen Klang gewöhnen, aber er fand es nur noch seltsamer.

Dann wurde ihm klar, dass er ganz allein im Zimmer war, und vielleicht klang sein Lachen deshalb so seltsam: Es war ein einsames Lachen. Wie ein Echo prallte es von den Zimmerwänden ab. Normalerweise lachte er zusammen mit den anderen, mit den Jungen, die neben ihm schliefen. Vor allem mit einem.

Er sprang auf und lief im Dunkel der Nacht zum Schlafsaal H im zweiten Stock des Hauptgebäudes. Dort schlüpfte er ins Bett von 20/08, seinem einzigen richtigen Freund.

»Was ist los?«, fragte der verschlafen.

»Psst, Lino, sei leise. Ich bin es. Schlaf weiter.«

»Du holst dir nur wieder Wanzen.«

»Ist doch egal. Dafür kriegt der Direktor Ärger, nicht ich.«

Leise war Linos merkwürdiges pfeifendes Lachen zu hören. Wie alle Tuberkulosekranken litt er an Lungenschwäche, das sagte zumindest der Doktor, der sie einmal monatlich untersuchte.

Eng aneinandergeschmiegt schliefen sie ein, wie Brüder. Pietro, der Große, hielt den Kleinen im Arm. Ein wortloser Abschied, als wüssten sie in ihrem zarten Alter noch nicht, welche Worte auszusprechen sind und wie Abschied zu nehmen ist. Als wüssten sie, dass sie diesem Abschied nicht gewachsen waren.

Bei Sonnenaufgang holte Lino unter seiner Matratze ein

einfaches Klappmesser hervor, mit einem Griff aus Buchenholz, nicht aus Horn oder Knochen.

»Nimm das hier«, sagte er. »Wenn dir irgendetwas zustößt, dann kannst du dich wehren.«

Zögernd nahm Pietro das Messer entgegen. Im Heim war ein Messer von großer Bedeutung, eine Möglichkeit, sich vor der Gewalt und Willkür der großen Jungen zu schützen. »Und du?«, fragte er.

Lino zuckte mit den Schultern. »Die mache ich mit links fertig.« Er lächelte und hustete.

Pietro sah ihn an. Ein größeres Geschenk hätte Lino ihm nicht machen können. »Ich werde es immer bei mir tragen«, sagte er.

Und Lino, der genau wusste, was sein Freund meinte, tat, als ginge es tatsächlich um das Messer.

»Es wird dir gute Dienste leisten.« Tränen schimmerten in seinen Augen.

Dann ertönte ein Pfiff, und der Tag im Waisenhaus begann, ein Tag, der für fast alle werden würde wie jeder andere zuvor.

Nur für einen nicht. Für Pietro.

»Was zum Teufel machst du hier?«, schrie ihn der Erzieher an. »Die Kutsche der Signori Odin wartet auf dich! Wir haben überall nach dir gesucht.«

Als der Erzieher die Jungen in den Hof brachte, konnten sie alle beobachten, wie Pietro in eine goldumrandete, von vier prächtigen Rappen gezogene Kutsche stieg. Der Kutscher, in Frack und Zylinder gekleidet, öffnete ihm mit einer respektvollen Verbeugung die Tür.

Und wieder erblassten sie alle vor Neid.

Pietro nahm auf cognacfarbenen Ledersitzen Platz. Die Vorhänge raschelten an den Fenstern, als sich die Kutsche in Bewegung setzte. Von draußen hörte er die vier Pferde klappernd über die Straße traben, seinem neuen Heim entgegen.

Pietro ließ sich zurücksinken und dachte nach. Erst gestern hatte die Contessa Silvia di Boccamara ihn unter allen Waisen auserwählt. Aber für ihn war seitdem ein ganzes Leben vergangen.

Nun würde sein Leben anders werden. Nun sollte er ein anderer werden. Aber wer?

Ein Junge namens Pietro Odin. Was bedeutete das?

Was bedeutete es, eine Familie zu haben?

Er fragte sich, wer er bis jetzt gewesen war. 19/03, Pietro Diotallevi, in dieser Reihenfolge. Aber wer war Pietro Diotallevi, Nummer 19/03? Wer war das Kind, das von seinen Eltern zurückgelassen worden war, von Eltern, die er nie kennengelernt hatte? Die ihn nicht hatten haben wollen? Trotz seines jungen Alters hatte er doch einen scharfen Verstand, und der bot ihm nun eine Antwort, die gefährlicher und beklemmender war, als es schon die Frage war: eine Raupe. Das war er: eine Raupe, die darauf wartete, ihre Hülle abzustreifen und die Flügel auszubreiten.

Als dieses Bild in seinem Kopf auftauchte, bekam er plötzlich keine Luft mehr. Wieder hörte er im Kopf die Worte des Direktors, die er so oft gehört hatte: »Das Leben von einem von euch wird sich von Grund auf ändern.«

Wie ein Fisch auf dem Trockenen öffnete und schloss er den Mund, schnappte nach dem plötzlich knapp gewordenen Sauerstoff im Kutscherschlag. Instinktiv öffnete er bei voller Fahrt die Kutschtür.

»Signorino Pietro, schließt die Tür!«, rief ihm der Kutscher sofort zu. »Das ist gefährlich.«

Er zog die Tür zu. Aber immer noch bekam er keine Luft, fühlte sich zunehmend schwach und vollkommen fehl am Platze.

Wieder öffnete er die Tür.

»Signorino Pietro, ich sage es Euch noch einmal: Schließt die Tür«, rief der Kutscher erneut. »Das ist gefährlich.«

»Ich muss hier raus«, stieß Pietro mit erstickter Stimme hervor.

Der Kutscher zog die Zügel an, die Pferde schnaubten und stießen dabei kleine Dampfwölkchen aus, und schließlich kam die Kutsche zum Stehen.

Pietro kletterte eilig aus der Kutsche, als gelte es, einem Käfig zu entfliehen. Seine Augen füllten sich mit Tränen, und er sog gierig die Luft ein. In diesem Moment wurde ihm klar, dass er Angst hatte. Schreckliche Angst. Angst vor dem Glück. Angst vor der Freiheit. Angst vor all dem, wovon er nie zu träumen gewagt hätte.

Er atmete tief ein und aus, wie nach einem Spurt. Krümmte sich zusammen und presste die Hände vor den Mund.

»Geht es Euch gut, Signorino Pietro?«

Er blickte zum Kutscher, ohne ihn wirklich zu sehen.

»Geht es Euch gut?«, wiederholte der Mann.

Pietro war sich nicht sicher. Er wusste nur eines: Wenn er zurück in die Kutsche müsste, dann würde er ersticken.

»Kann ich neben dich auf den Kutschbock?«, fragte er eilig.

Der Kutscher schwieg, sichtlich verwundert. Dann breitete er in einer Geste der Ergebenheit die Hände aus. »Signorino, Ihr könnt tun, was immer Ihr wollt ...«

Pietro traute seinen Ohren nicht. Das war doch mal ein guter Anfang! Erleichtert kletterte er auf den Bock und setzte sich. »Wie heißt du?«, wollte er dann wissen.

»Paride, Signorino.«

»Nenn mich nicht Signorino, Paride.«

»So wird es von mir verlangt.« Der Kutscher lächelte freundlich. »Ihr seht aus, als ginge es Euch schon besser, Signorino«, sagte er mit einem warmen Tonfall und fügte hinzu: »Wenn Ihr erlaubt, Signorino ... Macht Euch das Leben nicht so verdammt schwer. Ihr solltet Euch freuen.«

Pietro hielt seinem Blick stand, und mit einem Mal spürte er,

wie die Spannung aus seinem Körper wich. Ja, bis jetzt war das Leben verdammt schwer gewesen. Es war Zeit für etwas Neues.

Er lachte. Ein Lachen rein wie ein klarer Gebirgswasserfall

»Fahr zu, Paride! Gib den Gäulen Zunder!«, rief er.

»Sehr wohl, Signorino.« Der Kutscher ließ die Peitsche knallen, und die vier glänzenden Rappen schossen davon.

Mit der eisigen Luft an den Wangen und dem Wind im Haar geschah etwas, von dem Pietro immer geträumt hatte. »Paride, schau mal, ich habe Flügel!«, schrie er lachend. Er nahm den Zylinder des Mannes und setzte ihn sich auf den Kopf, dann breitete er die mageren Arme aus. »Ich habe Flügel und kann fliegen!« Und in Gedanken flog er. Wie frisch geschlüpfte Schmetterlinge es tun.

Anfang März 1870

Königreich Italien – Rimini

Von Ravenna aus reiste der Zirkus Callari nach Rimini.

Dort wehte aus vielen Fenstern die Trikolore des Königreichs Italien.

»Als wir das letzte Mal hier waren, war das noch nicht so«, bemerkte Marta.

»Weil diese Stadt da noch zum Kirchenstaat gehörte«, antwortete Melo. »Jetzt gehört sie zu Italien.«

»Und warum freut das die Leute hier so? Was ist denn jetzt anders als vorher?«

»Für die Menschen hier ist Italien das, was für uns der Zirkus ist«, lächelte Melo. »Sie sind nun Teil von etwas Großem, Wichtigem.«

»Und wir? Sind wir Italiener?«

»Der Trapezkünstler Heinrich ist Österreicher. Andrej, der Messerwerfer, ist Pole. Dimitri, der Clown, Russe. Die Schlangenfrau Françoise ist Französin, Bernhard, der Jongleur, ist Deutscher. Unser Zirkus ist kein italienischer Zirkus. Er ist ... europäisch.«

»Aber wir reden doch Italienisch«, gab Marta zurück.

»Ja, weil wir beide nicht nur Europäer, sondern auch noch Italiener sind.«

Marta verstand nicht, was Melo meinte. Aber sie verstand, dass diese Leute hier an etwas glaubten. Noch einmal sah sie hinauf zu den Fahnen, die aus den Fenstern wehten. Und dachte, dass es schön sein musste, an etwas zu glauben.

Nachdem der Wagenzug durch das Stadtzentrum gefahren war, kamen sie nun auf eine Straße, von der aus man das Meer sehen konnte.

Für Marta gab es nichts Schöneres. Jedes Mal, wenn sie das Meer sah, tat ihr Herz einen Sprung. Plötzlich kam ihr ein Gedanke. »Als du mich gefunden hast ... War das in der Nähe vom Meer?«, wagte sie zu fragen, und fügte eilig hinzu: »Ich will gar nicht wissen, wo genau. Sag mir nur ja oder nein.«

»Nein.«

Marta verspürte eine unerwartete Erleichterung. Ihr Herz wurde leicht, und ihr gesamter Körper kribbelte. Vermutlich lag es daran, dass das Meer mit keinerlei Erinnerung verknüpft war, es hatte nichts mit ihrer Vergangenheit zu tun. Also konnte nichts sie hier einholen. Die Liebe zum Meer gehörte ihr allein. Ihr ganz allein.

Später am Nachmittag, als das Lager fertig aufgebaut war, klopfte Marta an die Tür des rot-gelben Wagens.

Armandina La Bella öffnete und verzog augenblicklich das Gesicht. »Was willst du«, fuhr die Frau sie an.

Marta konnte hinter ihr das kleine Mädchen sehen. In den wenigen Tagen hier bei den Schaustellern waren ihre Wangen schön rosig geworden, ihr Haar glänzte seidig und war zu zwei Zöpfen geflochten. Sie trug einen passenden, leicht verschlissenen Overall aus rosa Wolle, in dem sie zart und winzig aussah. Und an den Füßen weiße Schläppchen mit verstärkter Spitze, wie eine kleine Tänzerin.

»Bitte entschuldige wegen neulich«, bat sie Bella.

Armandina betrachtete sie argwöhnisch. »Was meinst du?«

Bevor Marta zu einer Erklärung ansetzen konnte, kam das kleine Mädchen angelaufen, hielt sich an La Bellas Rock fest und musterte Marta.

»Sie hat dich schon liebgewonnen«, sagte Marta.

»Wer?«, fragte Armandina.

Marta wusste genau, worauf die Frage abzielte.

»Lidia«, antwortete sie. Doch während La Bellas Züge sich sofort entspannten, empfand sie selbst eine tiefe Traurigkeit. Sie betrachtete das Mädchen, das einmal Rosa geheißten hatte, und strich mit der Hand über ihre bläuliche Narbe.

»Es geht ihr richtig gut, oder?«, brachte sie hervor.

»Ja, es geht ihr gut«, bestätigte Armandina. Sie folgte Martas Blick auf deren Handgelenk mit der Narbe. »Sie hat Glück gehabt und nicht lange gebraucht.«

In diesem Moment konnte Marta die Tränen nicht mehr zurückhalten. »Entschuldige«, brachte sie nur hervor.

Armandina stieg aus dem Wagen. »Komm mal her«, sagte sie und breitete die Arme aus. Marta ließ sich in ihre Arme fallen. Armandina drückte sie fest an sich, wiegte sie langsam hin und her, während Marta ihren Tränen freien Lauf ließ. »Du hattest immer Angst, dass dir jemand etwas tun könnte«, flüsterte sie mit einer Stimme voller mütterlicher Wärme. »Denn die haben dir viel getan«, fügte sie hinzu. »Nur Melo konnte dich beruhigen.«

Lange verharnte Marta bei Armandina. Als sie sich schließlich löste, waren ihre Tränen getrocknet. »Danke«, flüsterte sie und machte sich auf den Weg zu Melo.

Als sie ihn vorfand, striegelte er gerade ein Fohlen.

»Warum hast du geweint?«, wollte er wissen.

»Hab ich gar nicht.«

»Dann ist das auf deinen Wangen wohl Tau, wie?«

Marta musste lachen.

»Was gibt es denn da zu lachen?«

»Du bist ein alter Dummkopf, das gibt es zu lachen.«

»Das ist ja mal ganz was Neues«, schmunzelte er.

Und dann schwiegen sie. In jenem ganz besonderen Schweigen, das sie seit mehr als einem Jahrzehnt verband. Nur das Wetzzen der Bürste, unter der das Fohlen immer mehr glänzte, war zu hören.

»Etwas ist passiert«, murmelte Marta, brach aber ab.

»Was denn?«, fragte Melo, als sie nicht weitersprach.

»Der Zirkus ... also vielleicht ...«, setzte Marta an. »Ich verstehe das alles nicht.«

»Was gibt es denn da zu verstehen?«

Marta zuckte mit den Schultern.

»Du bist eine Nervensäge, nicht mehr und nicht weniger«, sagte Melo. »Der Zirkus ist ganz einfach. Den musst du nicht verstehen. Du musst ihn *sehen*.«

»Wie, sehen?«

»Den Zauber.« Melo nahm ihr Gesicht zwischen die Hände. »Den Zauber!«

Marta wusste nicht, worauf er hinauswollte.

»Ach, Mädchen ...« Melo seufzte. »Kämm dir die Haare, wasch dein Gesicht und zieh dein hübschestes Kleid an«, sagte er schließlich ernst. »Heute Abend lade ich dich in den Zirkus ein.«

Zur verabredeten Zeit fand Marta sich bei Melo ein, und fast hätte sie ihn nicht erkannt.

Der Alte trug einen braun-blauen Nadelstreifenanzug. Der Anzug musste schon einige Jahre auf dem Buckel haben, denn er schlotterte um die Schultern, und die Ärmel waren ein Stückchen zu lang, als wäre Melo mit dem Alter kleiner und schwächer geworden. Er war ordentlich frisiert, Brillantine glänzte in seinen zurückgekämmten Haaren, und glattrasiert war er auch. Und seine Hände waren sauber, ohne Mist oder Dreck unter den Nägeln.

Stauend sah Marta ihn an, bis er mit einem Band in der Hand zu ihr trat. Ein rotes Band, glänzend wie Seide.

»Dreh dich mal um«, sagte er und band ihr Haar zusammen. Dann betrachtete er sie zufrieden. »So, jetzt sind wir zwei bereit für den Zirkus.« Er zwinkerte ihr zu. »Wie zwei ganz normale Leute.«

Auf dem Weg hätte Marta gerne seine Hand genommen, doch sie traute sich nicht. Zwischen Melo und ihr gab es eigene Regeln. Jeder blieb auf seinem Terrain, das war ihr Pakt. Und das erleichterte die Dinge.

»Weißt du, was ich mit ›ganz normale Leute‹ meine?«, fragte der Alte, als sie sich in die Schlange der zahlreichen Besucher aus Rimini einreiheten. »Schau dir alles so an, als wäre es das erste Mal. Als würdest du die Artisten und ihre Stimmen nicht kennen, als wüsstest du nicht, was sie zu Abend essen.« Sanft zog er sie an den Haaren. »Abgemacht?«

Marta nickte, obwohl sie die Situation vollkommen absurd fand.

Ein Mädchen vor ihnen fragte seine Mutter: »Gibt es auch Löwen?«

»Ich weiß nicht, Schatz.«

»Und Elefanten?«

Die Mutter zuckte mit den Schultern und wandte sich an Melo. »Wisst Ihr, ob es Löwen und Elefanten im Zirkus gibt?«

»Ich weiß es nicht. Tut mir leid«, antwortete er. »Wir sind zum ersten Mal im Zirkus.« Er wandte sich an Marta. »Nicht wahr?«

Marta nickte, obwohl sie nicht verstand. Was sollte dieser Blödsinn?

Als sie schließlich bei Alberto, dem Kartenverkäufer ankamen, reichte der alte Pferdemeister ihr zwei Scheine. »Bezahl du. Ein Erwachsener und ein Kind.«

Marta war irritiert. Das war doch Blödsinn! Als ob sie Eintritt bezahlen müssten! Trotzdem nahm sie das Geld und sagte leise: »Ein Erwachsener und ein Kind.«

Alberto riss eine Karte von einem blauen Block und eine von einem gelben. Er nahm die Scheine entgegen und reichte ihr drei Münzen Restgeld und die Karten. »Viel Spaß«, wünschte er lächelnd.

Was für ein Blödsinn, dachte Marta.

Am Eingang forderte Melo sie auf, dem Kartenabreißer Gino die Karten zu geben.

Und Gino – als würde er sie nicht erkennen – steckte die Karten in den Schlitz einer Schachtel.

Marta wusste, dass Ascanio nach der Vorstellung alle Eintrittskarten zählen würde, die blauen und die gelben, um zu kontrollieren, dass die Einnahmen korrekt waren.

Das hier ist doch wirklich zu dumm, dachte sie. Aber Melo hatte ihr gesagt, sie solle so tun, als ob dies alles neu für sie sei, und das würde sie jetzt versuchen, auch wenn es ihr nicht leichtfiel.

Dann betraten sie das Zelt. Marta beobachtete, wie Melo den Blick über alles schweifen ließ. Über die Manege mit dem Sandboden und dem blauen Holzschutzzaun vor den Sitzreihen. Über die karmesinroten Doppelvorhänge mit den Paillettensternen, durch die später die Artisten kommen würden. Über den Mast und die Seile, von denen die rot-weiße Plane aus Ölzeug gehalten wurde.

»Schön, nicht wahr?«, sagte Melo zu ihr. Auf seinem zerfurchten Gesicht lag ein unschuldig-glücklicher Ausdruck.

Marta wusste nicht, was sie sagen sollte. Sie hatte das Ganze hier schon tausend Mal gesehen. Alles war wie immer.

»Ein Ort voller Magie, auch vor der Vorstellung, findest du nicht?«, insistierte Melo.

Marta zog es vor, nicht zu antworten.

Schließlich nahm der Alte ihre Hand und führte Marta zu ihren Plätzen in der Mitte des ersten Rangs.

Sie nahmen Platz, und Melo winkte dem Zuckerstangenverkäufer. Er hieß Lelio, schlief mit Armandina La Bella und schaute oft zu tief ins Glas.

»Ihr möchtet eine Zuckerstange für die Kleine, Signore?«, fragte Lelio, als wären sie Fremde.

Marta ging auf, dass Melo alles bis ins kleinste Detail geplant hatte. Fast wurde sie wütend: Wollte Melo sie zum Narren halten? Was sollte dieses ganze Gerede über Magie?

Dann öffnete sich der rote Vorhang mit den gelben Sternen, und heraus trat Ascanio im Frack und mit einem Koffer in der Hand.

»Herzlich willkommen, Signore und Signori, herzlich willkommen, liebe Kinder! Die Vorstellung beginnt. Es wird lustig, spannend, spektakulär und ...«

... hoffentlich von Applaus gekrönt, dachte Marta die Ansprache weiter.

»... hoffentlich von Applaus gekrönt«, sagte Ascanio prompt. »Hier ist nichts unmöglich!«, fuhr er fort. »Die Akrobaten sind wahre Paradiesvögel. Die Reiter leicht wie Federn. Jeder Sprung unter dem Zeltdach bedeutet ein Risiko auf Leben und Tod. Der Messerwerfer darf sich nicht das kleinste Zittern erlauben, denn das könnte seiner Assistentin zum Verhängnis werden.«

Erwartungsvolles Raunen erhob sich im Publikum.

Marta sah, dass auch Melo fasziniert und staunend zuhörte.

»Unter diesem Zeltdach sind die Gesetze der Schwerkraft außer Kraft gesetzt«, sagte Ascanio, »und jedes andere physikalische Gesetz auch.« Er legte den Koffer auf den Boden und ließ die Schlösser aufschnappen. »Willkommen in der Welt der Magie!« Dann öffnete er den Koffer so, dass das Publikum nicht hineinsehen konnte.

Deng!, dachte Marta und hörte in ihrem Kopf das Geräusch einer Sprungfeder.

Und genau in diesem Moment schnellte eine Puppe an einer Sprungfeder aus dem Koffer.

Das gesamte Publikum zuckte zusammen: die erste kleine Überraschung. Dann ließ die Anspannung nach, und alle sanken in ihre Sitze zurück. Das war schließlich keine große Zauberei, eine Puppe an einer Sprungfeder.

Aber plötzlich schlängelte sich aus dem Koffer eine riesige Python an der Puppe empor.

»O mein Gott«, schrie eine Signora entsetzt.

Sie heißt Bongo, lag es Marta auf der Zunge.

Und wieder ging ein Ruck durch die Menge.

»Was machst du denn hier?«, gab Ascanio sich überrascht. Er hob die fast zwei Meter lange Python kurz hinter dem Kopf hoch. »Wie oft habe ich dir schon gesagt, dass du in meinem Koffer nichts zu suchen hast?«, schalt er das Tier vorwurfsvoll. »Ab mit dir!« Er rollte die Schlange wie ein großes Seil zusammen und warf sie Richtung Publikum.

Die Leute in den ersten Reihen schrien entsetzt auf. Die, denen das Tier entgegenflog, sprangen von ihren Sitzen. Aber bevor die Python irgendwem Schaden zufügen konnte, fing ein zuvor von niemandem beachteter Clown, der hinter dem Holzschutz saß, sie auf.

»Halte dieses Tier von meinem Koffer fern!«, schrie Ascanio.

Marta wusste, dass dieser Trick uralte war. Und Melo wusste es auch. Aber als die Schlange durch die Luft geflogen war, hatte er ihren Arm gedrückt, als hätte er wirklich Angst.

»Das ist doch albern!«, brummte sie.

»Halt den Mund«, meinte der Alte, ohne den Blick von der Vorstellung zu wenden.

Das ist albern, wiederholte Marta für sich.

»Es tut mir leid, aber sie büxt immer aus«, rief der Clown. Er ging Richtung Ausgang, aber die Schlange kroch zwischen seine Beine, und er stolperte über sie.

Die Leute bogen sich vor Lachen, vor allem die Kinder. Auch Melo neben ihr lachte.

Und obwohl Marta die Nummer in- und auswendig kannte, und obwohl sie nicht wollte, musste auch sie grinsen.

Als der Clown weg war, breitete Ascanio die Arme aus und rief: »Viel Spaß bei der Vorstellung!« Dann machte er sich daran, den Koffer ganz zu schließen, was ihm aber nicht gelang, so sehr er sich auch bemühte.

»Jetzt reicht es aber! Ich will hier raus!«, war eine weibliche Stimme zu hören.

Françoise, dachte Marta.

Einen Moment später stieg eine Frau in einem schuppigen Schlangenkostüm aus dem Koffer. Sie war größer als Ascanio, und sie hatte völlig unmöglich in dem Koffer stecken können.

Das zum dritten Mal überraschte Publikum applaudierte frenetisch. Auch Melo klatschte, er ließ seine großen, schwieligen Hände laut gegeneinanderkrachen, wie ein kleines Kind. Seine Augen leuchteten. Da fing auch Marta an zu klatschen.

»Was soll das?«, blaffte Ascanio. »Das Publikum hat für die Vorstellung bezahlt, nicht für solche Dummheiten!«

Unter lautem Protest drückte er sie wieder in den Koffer zurück. Dann schloss er den Deckel, setzte sich darauf und ließ die Schlösser zuschnappen, während weiterhin die erstickten Schreie der Schlangenfrau zu hören waren. Er erhob und verbeugte sich tief, bevor er sagte: »Ich bitte aufrichtig um Verzeihung und versichere, dass Derartiges nicht mehr vorkommen wird. Die Vorstellung kann jetzt beginnen.«

Er hob den Koffer an und ging zum Ausgang. Aus dem Koffer hörte man die Schlangenfrau schreien und heftig gegen die Kofferwände treten.

Das Publikum lachte und klatschte. Melo stand sogar auf.

Marta musterte ihn. Wenn man ihm so zusah, konnte man meinen, dass er sich tatsächlich amüsierte. Er freute sich wie ein kleiner Junge. Er spielte, das schon, aber warum konnte er das so gut?

Als ein Akrobat in zehn Metern Höhe beinahe abstürzte, sein Partner ihn im letzten Moment aber noch packte, ging ein erschreckter Aufschrei durch die Menge. Und auch Melo murmelte: »O Gott, nein!«

Marta wusste, dass dieser Fast-Absturz eingeübt war, er gehörte zur Nummer. Aber falls das schiefging, würde der Akrobat tatsächlich abstürzen und sterben.

Überrascht wurde ihr klar, dass auch sie selbst kurz zusammengezuckt war.

»Warum machen sie das?«, fragte sie Melo.

Melo blickte sie verständnislos an. »Weil es Akrobaten sind, sie können nicht anders. Weißt du, was Akrobaten sind? Es sind Wesen, die in ihrem vorherigen Leben Flügel hatten.«

In diesem Moment gelang es Marta, die Welt vor ihr mit den Augen Melos zu sehen, und sie verstand, was sie nie am Zirkus verstanden hatte: Akrobaten waren einst Engel gewesen. Françoise eine Schlange. Der Feuerspucker ein Drache. Und jeder von ihnen sehnte sich nach seinem alten Leben zurück.

»So hast du den Zirkus gesehen?«, wollte sie wissen.

Melo lächelte, auf seinem Gesicht erschienen tausende Fältchen, und in seine Augen stahl sich ein Ausdruck kindlicher Freude. »Ich sehe ihn noch immer so«, antwortete er. Dann wandte er den Blick wieder in die Manege, wo Sireno – Ascanios Enkel, für den alle Frauen schwärmten – mit der Pferdenummer begann.

Und von da an hatte die Vorstellung Marta in ihren Bann gezogen. Sie sah Sireno nicht. Sie sah Melo als jungen Mann in einem weißen Kostüm mit silbernem Umhang auf dem Rücken eines seiner geliebten Pferde. Wie zu einem einzigen Wesen verschmolzen, halb Pferd, halb Mensch.

»Und wer warst du in deinem vorherigen Leben?«, fragte sie, vollkommen verzaubert. »Ein Zentaur?«

Melo grinste. Und in seinen vom grauen Star getrübten Augen lag all die Sehnsucht, die Marta gerade zu verstehen begann.

Marta lächelte, und ein wohliges Gefühl machte sich in ihr breit, als sie ihren Kopf an seine Schulter legte.

Melo rückte ein Stück ab. »Lass das«, sagte er in seinem üblichen rauen Ton. »Für mich bist du nur ein Fohlen, vergiss das nicht.«

Doch Marta hörte nicht auf ihn, sondern rückte wieder an ihn

heran. Diese so gar nicht übliche Nähe zwischen ihnen war ihr weder peinlich noch unangenehm. »Auch die Fohlen schnuppern an deiner Schulter, das hab ich gesehen.«

»Du bist wirklich unerträglich«, brummte Melo, ließ sie aber gewähren.

Und dann ließ Marta zu, dass alle kleinen Lichter im Zelt zu hellen Sonnen, die Artisten zu mystischen Wesen wurden und die Tiere sprechen konnten. Sie drückte sich noch näher an Melo. Noch nie hatte jemand so etwas für sie getan. Und das war das Allerschönste an diesem so besonderen Abend.

»Danke«, sagte sie. Und sie meinte nicht den Zirkus. Sondern ihn. Ihn und sie.

Inzwischen kündigte das kleine Zirkusorchester die letzte Nummer des Abends an. Marta wartete auf die Clowns, die jeden Abend lärmend, lachend und scherzend die Vorstellung beendeten.

Aber dann kam der Tumult nicht aus der Manege, sondern vom Eingang, ganz plötzlich. *Vielleicht haben sie die Nummer verändert*, dachte Marta kurz, aber irgendetwas stimmte nicht. Das war kein lustiger Clownslärm. Kein Lachen und keine Witze.

Ganz im Gegenteil, es war unbändiges, wütendes Geschrei.

Von einem Dutzend junger Männer, die mit umgebundenen Trikoloren hereinstürmten: »Es lebe Italien! Freiheit für Rom! Rom ist unsere Hauptstadt!«, riefen sie. Dann warfen sie einen Schwung Flugblätter in die Luft und suchten das Weite, bevor die über die Vorstellung wachenden Gendarmen sie aufhalten konnten. »Freiheit für Rom! Rom ist unsere Hauptstadt!«, war noch von draußen zu hören.

Marta war verwirrt. »Was meinen die mit ›Freiheit für Rom‹?«, fragte sie.

»Dass Rom zum Kirchenstaat gehört und die Italiener wollen, dass es wieder zu Italien gehört«, erklärte Melo.

»Du auch?«

»Ist mir egal«, antwortete Melo, aber Marta meinte, ein kur-

zes Leuchten in seinen Augen gesehen zu haben. Dasselbe, das auch in den Augen der jungen Männer gelegen hatte. Oder vielmehr ein Lodern. Und obwohl sie nicht lesen konnte, nahm sie eines der Flugblätter auf.

Nachdem wieder Ruhe in die Menge gekehrt war und die Clowns schließlich die Abschlussnummer gespielt hatten, verabschiedete sich auch Marta von Melo. Sie wollte allein sein und ging an den Strand. Sie war erfüllt von den Erkenntnissen dieses Abends, aber zugleich nagte auch ein anderes Gefühl an ihr. Jetzt, da sie die Magie des Zirkus verstand, war ihr klar, dass sie nicht dazugehörte. Nicht zum Zirkus, nicht zu seiner Familie. Denn im Gegensatz zu allen anderen wusste sie nicht, wer sie in ihrem vorherigen Leben gewesen war. Weder Schlange noch Pferd oder Drache, und Flügel hatte sie auch nicht gehabt. Den Zirkus verstehen hieß nicht, Teil von ihm zu sein.

Sie zog die Schuhe aus und grub ihre Füße in den feuchten, kalten Sand. Der Halbmond tauchte die kleinen Wellen, die bis zum Ufer schäumten, in sanftes Licht. Wie hypnotisiert sah Marta lange aufs Meer hinaus. Ihr war, als würde ihr bisheriges Leben von den Wellen fortgespült. Es war an der Zeit, dass sie selbst entschied, wie sie leben wollte.

Sie ging näher ans Wasser heran, wo der Sand dunkler und härter war. Dort kniete sie nieder und malte mit dem Finger Zeichen hinein. Schreiben konnte sie nicht, aber sie stellte sich vor, dass diese Zeichen etwas bedeuteten. Einen Namen. Vielleicht ihren richtigen Namen.

Sie trat einen Schritt zurück. Das Salzwasser brandete an, überschwemmte ihre Zeichen, und als es sich wieder zurückzog, war nichts mehr davon zu sehen. Marta ging wieder ans Wasser und wartete auf die nächste Welle. Das eisige Wasser umspülte ihre Füße bis zu den Fesseln.

Sie wusste nicht, wer sie war. Aber sie wusste, wo sie anfangen musste.

»Ich taufe dich Marta«, sagte sie ernst.

Das Wasser zog sich wieder zurück, dann kam die nächste Welle.

»Und ich vertraue dich deinem Vater an, Melo, dem Pferde-
meister.«

Ohne sich darüber im Klaren zu sein, drückte sie das Flug-
blatt an sich und flüsterte: »Freiheit für Rom.«

Es war ihr egal, dass sie nicht genau wusste, worum es bei der
Sache ging. Sie wusste jedoch, dass auf diesem Stück Papier et-
was gedruckt stand, wofür es sich zu leben lohnte. Und sie stellte
sich vor, dass diese jungen Männer eine Gemeinschaft waren, wie
eine richtige Familie.

März 1870

Königreich Italien – Nibbia, Provinz Novara

Das Leben in dem wunderbaren Haus, das sein neues Zuhause werden sollte, war kein bisschen so, wie Pietro es sich vorgestellt hatte.

Bereits am ersten Morgen hatte Anita, eine magere, schnige Frau, ihn gewaschen und angezogen, als wäre er ein kleines Kind. Er hatte protestiert und sie beleidigt, aber sie hatte sich davon nicht beeindruckt lassen. »Die Signori«, erklärte sie ihm, »gehören besser gewaschen als die armen Leute.« Und in einem vermeintlich unbeobachteten Moment hatte sie anschließend kopfschüttelnd zu einer anderen Dienstinne gesagt: »Was fällt der Herrschaft eigentlich noch alles ein? Aus einem dahergelaufenen Dummkopf kann man doch keinen Adligen machen. Und man kann auch keinen Signore machen aus einem verlausten Waisenkind. Mehr als der Sohn einer Hure und eines Säufers wird er nicht sein. Vielleicht hatte seine Mutter sogar Syphilis, wer weiß das schon?«

Entsprechend entmutigt war er an diesem Morgen mit schwerem Herzen zur Contessa in deren Privatsalon gegangen. Geschlagen, bevor der Kampf überhaupt begonnen hatte.

»Du bist schlau, Cavallino«, merkte die Contessa an. Sie saß in einem altrosafarbenen Samtessel, Pietro stand vor ihr. Niemand hatte ihm angeboten, Platz zu nehmen.

»Ich vertraue also darauf, dass du verstehst, was ich dir zu sagen habe«, fuhr sie fort, nachdem sie ihn ausgiebig gemustert hatte. »Ich gebe dir zwei Ratschläge: Lerne schnell. Und über-

schreite deine Grenzen nicht. Niemals.« Ihre schneeweißen Hände mit den langen Fingern lagen ruhig auf den Armlehnen. »Und weißt du auch, warum? Weil du einen Schwachpunkt hast: Du könntest wieder zu 19/03 werden.«

Die Drohung erwischte Pietro so kalt wie eine Sturmbö, die ihm ohne weiteres die eben ausgebreiteten Flügel wieder ausreißen würde. Er erstarrte.

»Vor allem«, die Contessa ließ ihren Blick zufrieden über ihr marineblaues Kleid gleiten, »möchte ich nicht, dass sich so etwas wie heute Morgen wiederholt. Auf Anitas Arm sind immer noch deine Bissspuren zu sehen.«

»Sie wollte mir die Unterhose ausziehen!«, rief Pietro aufgebracht.

»Na und? Was ist denn daran so furchtbar?«, wollte die Contessa wissen.

»Sie ist eine Frau!«

»Na und?«, wiederholte die Contessa ungerührt.

»Ich will doch nicht, dass eine Frau meinen Schniedel sieht!«, antwortete er mit hochrotem Gesicht, und in der Aufregung fiel ihm wieder seine widerspenstige Strähne in die Stirn.

Jetzt lächelte die Contessa das erste Mal, seitdem er den Salon betreten hatte. »Ich kann dir versichern, dass du diese Behauptung schon in wenigen Jahren zurücknehmen wirst, Cavallino. Und ich verspreche dir, dass Anita nicht das geringste Interesse an deinem Schniedel hat. Vielleicht hilft dir das ja, dich nicht wie ein Rüpel zu benehmen.«

»Sie ist aber doch eine Frau!«

»Du Dummkopf!« Jetzt war die Stimme der Contessa wieder hart und kalt.

Dieses Wort war für Pietro wie ein Schlag ins Gesicht, und obgleich man ihn schon oft viel Schlimmeres als »Dummkopf« geschimpft hatte, schmerzte es ihn mehr als jeder einzelne Peitschenhieb in der Vergangenheit.

»Sie ist eine Diensthbotin«, stellte die Contessa klar. »Genauer gesagt ist sie *deine* Gouvernante. Sie würde dir auch mit bloßen Händen den Hintern abwischen, und zwar ohne zu zögern.«

»Warum?«, fragte Pietro verwirrt.

»Weil es ihre Pflicht ist, darum.« Die Miene der Contessa war undurchdringlich.

Pietro senkte den Blick auf den weichen Teppich.

»Schau mich an«, befahl sie.

Mühsam hob er den Kopf. Er wusste, dass diese Frau ihn mit einem Fingerschnippen vernichten konnte. Und er fürchtete sich davor.

»*Deine* Pflicht ist es«, fuhr die Contessa fort, »die Aufgabe, für die du ausgewählt wurdest, zu erfüllen: dich deines neuen Namens würdig zu erweisen.« Der Blick aus ihren veilchenblauen Augen war furchteinflößend und unnachgiebig. »Habe ich mich klar ausgedrückt?«

Pietro schluckte und musste sich zwingen, nicht erneut den Blick zu senken. »Ja, Contessa«, sagte er eingeschüchtert.

Nichts war so, wie er es sich vorgestellt hatte. Man wurde nicht einfach so mit einem Fingerschnippen Teil einer Familie. Vor allem nicht, wenn einem das Wort »Familie« an sich schon fremd war.

Das schaffe ich nie, dachte er.

»Sehr gut. Und jetzt geh zu den Stallungen und sag Paride, er soll dir die Pferde zeigen, die für dich in Frage kommen. Such dir eines aus. Es wird dir gehören. Du musst dem Pferd beibringen, dir überallhin zu folgen. Auch in die Hölle.« Ein Lächeln zeigte sich auf ihren Lippen, fast so, als hätte sie genau das mit ihm vor. Aber sie schwieg.

Pietro war wie erstarrt. Er fürchtete sie mehr, als er jeden seiner Erzieher und ihre Peitschen gefürchtet hatte. Aber irgendetwas an ihr mochte er, ohne dass er sagen konnte, was genau das war. Vielleicht verbarg sich ein weicher Kern hinter

ihrer harten Schale. Obwohl er sich das kaum vorzustellen vermochte.

»Was ist, träumst du?«, fragte die Contessa. »Geh jetzt.«

Pietro löste sich aus seiner Starre und ging zur Tür.

»Noch etwas ...«

Überrascht drehte er sich um. Denn ihm wurde bewusst, dass er auf ein herzliches Wort hoffte, eine liebevolle Geste.

»Ich weiß genau, wie du dich fühlst«, flüsterte sie.

Pietro verließ das Zimmer, stieg die Marmortreppe mit dem weichen Läufer hinunter und erreichte die Eingangstür. Der Haushofmeister grüßte ihn respektvoll und öffnete die Tür.

Eine Tür, hinter der sich eine neue Welt auftat. Eine bis dahin unvorstellbare Welt. Eine grenzenlose Welt. Für die die Contessa einen hohen Preis von ihm verlangte: Er sollte sich von Grund auf ändern. Und Pietro fragte sich, ob er das konnte. Panik ergriff ihn, er hatte Angst zu versagen. Und diese Angst suchte sich einen Platz in seinem Inneren, rollte sich wie eine Schlange dort zusammen und vergiftete seine Seele.

Sie wisse, wie ihm zumute sei, hatte die Contessa gesagt. Aber das war unmöglich! Wie sollte sie wissen, wie unwohl er sich fühlte, wie fehl am Platz. Sie war reich und adelig geboren, sie hatte nicht jemand anderes werden müssen. Leere Worte waren das, nicht mehr und nicht weniger.

Er ging zum Stall und suchte nach Paride.

»Ihr seid sehr elegant, Signorino«, bemerkte der Kutscher.

Pietro ging nicht darauf ein. »Die Contessa hat gesagt, dass ich ein Pferd bekommen soll.«

»Genau. Ich habe Euch schon erwartet«, sagte Paride fröhlich.

In diesem Moment nieste einer der Hengste und bleckte dabei sein gelbes Gebiss.

Pietro empfand Angst beim Anblick der großen Tiere. »Beißen die?«, wollte er wissen.

»Nur sehr selten. Aber es kommt vor. Wir haben im Haus ein Dienstmädchen, der wurde das halbe Gesicht weggebissen.«

Pietro wich zurück, bis er hinter dem Hengst stand.

Paride zog ihn eilig zur Seite. »Verzeiht, Signorino, aber wirklich gefährlich sind die Hufe. Ein Pferd kann Euch mit einem einzigen Tritt umbringen. Und leider wittern die Tiere Angst.«

»Vielleicht will ich gar kein Pferd«, warf Pietro leise ein.

Paride grinste. »Das wird die Contessa niemals erlauben.« »Eine wahre Amazone ist sie. Reitet besser als jeder Mann und kann dir mehr beibringen als ich.« Er streckte stolz die Brust vor. »Und das sagt Euch einer, der sich wie kein anderer mit Pferden auskennt.« Er hielt einen Moment inne. »Aber sie ... Es ist, als hätte sie mit den Pferden eine eigene Sprache.«

»Dann möchte ich gerne ein friedliches Pferd«, sagte Pietro zögernd.

»Also keines, das Euch ähnlich ist?«, scherzte Paride und führte ihm gleich darauf einen gesattelten, aufgezäumten Schecken vor. »Ich habe Lapo schon vorbereitet. Ein ruhiges Tier.«

Doch Pietro spürte, wie ihm die Angst die Kehle zuschnürte. »Wenn ich nicht reiten lerne, schickt mich die Contessa dann ins Waisenhaus zurück?«

Paride lächelte ermutigend. »Ihr werdet es lernen.«

Aber Pietro ließ sich so leicht nicht abschütteln. »Du hast meine Frage nicht beantwortet.«

»Strengt euch an, Signorino, dann wird alles gutgehen.«

Pietro stieß einen tiefen Seufzer aus und sah sich um. Sogar in diesem Stall war es behaglicher als im Waisenhaus.

»Ich will nicht zurück ...«, murmelte er und fasste einen Entschluss.

Dann bestieg er Lapo.

Vom Fenster aus beobachtete die Contessa, wie Pietro stocksteif auf dem Pferd saß, das von Paride im Schritt über den Reitplatz

geführt wurde. Für sie als Expertin war es offensichtlich, dass dieser magere, große Junge niemals ein guter Reiter werden würde. So etwas hatte man im Blut. Oder auch nicht. Aber er hatte andere Talente. Und genau deshalb hatte sie ihn ausgewählt. Das Leuchten in seinen Augen zeigte, dass er sich nicht wie die anderen Waisenkinder hatte brechen lassen von seinem Unglück. Außerdem erinnerte er sie an ein kleines Mädchen vor vielen Jahren ...

Lächelnd verließ sie ihren Platz am Fenster und ging zum Studio ihres Mannes.

Seit dem Besuch von Minister Minghetti bei ihnen hatte Ippolito sich vollkommen in sich zurückgezogen. Zum ersten Mal gelang es ihr nicht, zu ihm vorzudringen. Das war kein gutes Zeichen.

Er saß über verschiedene Unterlagen gebeugt, als sie eintrat. Sie wusste nur zu gut, was das für Unterlagen waren, sie hatte sich die Dokumente heimlich angesehen: Es handelte sich um die Kaufurkunden ihrer Ländereien. Auf einem Papier war mit Bleistift der Schätzwert jeder Parzelle notiert. Auf einem weiteren, mit Tinte liniertem Bogen waren diese Zahlen säuberlich untereinander aufgeführt, am Ende der Reihe hatte Ippolito einen Strich gezogen und darunter eine unmäßig hohe Summe notiert. Millionen. Ein Vermögen.

Ippolito war nicht adelig reich geboren. Seine Großeltern hatten jede Lira im Schweiß ihres Angesichts verdient. Als Bauern. Vielleicht waren sie schlauer als andere, vielleicht hatten sie auch einfach mehr Glück. Mit Sicherheit aber hatten sie wenig Skrupel. Silvia kannte die Einzelheiten der von ihnen getätigten Käufe nicht, wusste aber, dass die ersten mithilfe von Hypotheken gemacht waren, welche die Großeltern auf ihren schmalen Besitz und zukünftige Ernten aufgenommen hatten, die späteren Käufe aber waren undurchsichtig. Es waren zu viele und zu viele auf einmal. Offensichtlich hatte der Großvater von den Schwierigkeiten anderer profitiert. Vielleicht hatte er viel Druck ausge-

übt. Vielleicht hatte er seinen Reis auch ein Jahr lang für einen so niedrigen Preis verkauft, dass er die anderen Bauern damit an den Rand des Ruins trieb. Alles war möglich. Sicher wusste die Contessa nur, wie die ganze Geschichte angefangen hatte, denn das hatte ihr Mann ihr erzählt. Und dass die Großeltern im Alter die gleichen Probleme bekommen hatten wie alle anderen Bauern auch: Arthritis und krumme Knochen vom stundenlangen Herumwaten im Wasser auf den Reisfeldern, kaputte Rücken vom ständigen Bücken. Davor hatte ihr angehäufter Reichtum sie nicht bewahrt.

Ippolitos Vater aber sehr wohl, er hatte sich vor der Arthritis schützen können. Denn er besaß Land. Und verdoppelte das Vermögen, das der Großvater aus dem Nichts geschaffen hatte. Doch auch er zahlte mit einem Herzinfarkt einen hohen Preis für seine beharrlichen Mühen. Das Leid der Geschäftemacher. Zu guter Letzt ging das ganze Vermögen an den bedächtigen Ippolito, der ganz sicher nicht aus demselben Holz geschnitzt war wie sein Großvater und sein Vater.

Jetzt war er so in seine Unterlagen vertieft, dass er seine Frau nicht bemerkte.

»Warum bezahlst du die Dienerschaft nicht?«, fragte sie ihn geradeheraus. »Haben wir kein Geld mehr?«

Ippolito zuckte zusammen. »Doch, haben wir ... Oder besser gesagt: Wir werden wieder welches haben, aber ich muss gerade eine etwas schwierige Situation bewältigen.«

»Hat das etwas mit Minister Minghetti und dem Königreich zu tun?«

»Silvia, hör mal ...«, begann er stotternd.

»Das heißt also ja«, bemerkte die Contessa kurz und bündig. »Dein heißgeliebtes Italien setzt dir die Pistole auf die Brust.«

Ippolito seufzte. »Silvia, du weißt, dass ich bereit war zu kämpfen, sogar im Kampf zu sterben. Aber sie sagten, sie bräuchten keinen ... Also, ich bin ja kein Soldat ... Und sie sagten, dass

ich anderes für das Heimatland tun könnte.« Er blickte seine Frau an, mit einem Glanz in den Augen, der fast fiebrig wirkte. »Ich wollte die Träume meines Großvaters und meines Vaters wahr machen. Zu Hause redeten sie ständig über das vereinte Italien, und ich wollte auch etwas dafür tun.«

»Und das hast du dann nicht mit einem Gewehr, sondern mit einer Kiste Gold getan, richtig?«, fragte sie zornig.

»Ja. Minister Minghetti sagte, das sei nicht weniger ehrenwert.«

»Was versteht der schon von Ehre!«, rief die Contessa. »Er, ein Soldat, hat sich duelliert mit Rattazzi, einem, der keiner Fliege etwas zu Leide tut und ohne Brille blind ist wie ein Maulwurf. Und dann hat er auch noch die Waffe ausgesucht – den Säbel! Nur um ihn zu demütigen. In Frankreich verachtet man ihn!«

»Die Franzosen haben Duellregeln.«

»Hör auf! Was will Minghetti von dir?«

»Ich habe einen Vertrag unterschrieben ...« Ippolitos Stimme war schwach, kaum mehr als ein Hauchen, und versagte schließlich ganz. Er reichte seiner Frau einige Schriftstücke.

Die Contessa las sie sorgfältig durch. »*Artikel 3, Punkt B. Sollte der hier Unterzeichnende Ippolito Odin zum festgelegten Zeitpunkt seine Schuld nicht begleichen können, wird er seiner Majestät, Vittorio Emanuele II. von Savoyen, König von Italien, den Teil seiner Besitztümer abtreten, deren Verkauf die entsprechende Summe hervorbringen ...*«, las sie mit eisiger Stimme vor. Dann legte sie den Vertrag auf den Schreibtisch und sah ihren Mann an, der bleich wie ein Bettlaken war. »Du wolltest dein Leben für das Königreich Italien geben, und nun haben sie sich deines genommen. Sie werden dich enteignen, ist es nicht so?«

»Es waren zwei schlechte Jahre. Ich habe unser Geld in Geschäfte investiert, die nicht gut gegangen sind, und die Ernte ...«

»Du bist ruiniert«, stellte die Contessa nüchtern fest. Mehr gab es nicht zu sagen.

»*Wir* sind ruiniert«, bemerkte Ippolito.

»Das ist mir egal. Ich mache mir keine Sorgen, Ippolito.« Ihre Stimme wurde weich. »Ich habe dir schon einmal gesagt, dass ich dich nicht wegen deines Geldes geheiratet habe.«

»Aber was soll nun werden?« Ippolito war am Boden zerstört. »Ich wollte sein wie mein Großvater, wie mein Vater. Sie haben aus dem Nichts ein Imperium erschaffen, und ich ...«

»Zum Glück bist du nicht so wie sie!«, brach es aus der Contessa hervor. »Sie haben die Schwierigkeiten anderer für sich ausgenutzt. Du aber hast immer geholfen, wenn du konntest. Du bist so viel besser als sie!« Sie trat zu ihm und umarmte ihn auf seinem Stuhl. »Ich bin stolz auf dich!«

»Silvia ...« Tränen schwammen in Ippolitos Augen. »Du verstehst das nicht ...«

»Was denn?«

»Wir sind ruiniert, und zwar vollständig!«, rief er mit gebrochener Stimme und wand sich aus der Umarmung.

»Und wenn schon.«

Er sackte auf seinem Stuhl zusammen und wirkte mit einem Mal wie ein kleines Kind. »Ich ... ich habe Angst.«

Die Contessa betrachtete ihn mitfühlend. Ihr Mann war gutmütig und liebevoll, er war ein guter Mann. Deshalb hatte sie ihn geheiratet. Aber er war auch ein schwacher Mann.

»Es wird alles gut gehen«, sagte sie sanft. Sie drückte seine Hand und spürte sogleich, wie kalt sie war. »Wir werden das schaffen. Ich werde immer an deiner Seite sein.«

Ippolito nickte. Aber sein Blick war leer. Und hinter dieser Leere stand blanke Angst.

»Ich helfe dir«, fuhr die Contessa fort. »Zusammen stehen wir das durch.«

Ippolito aber war in Gedanken weit entfernt. In den Tiefen seiner Alpträume. Er senkte den Kopf, blätterte in den Unterlagen und notierte Zahlen.

Silvia di Boccamara verließ das Zimmer. Sie bemerkte die

Träne nicht, die über die Wange ihres Mannes rann und dann auf das Papier vor ihm fiel, wo sie die in Tinte geschriebenen Zahlen zu einem schwarzen Fleck verwischte. Schwarz wie sein Blick in die Zukunft.

Als es Abend wurde, war Ippolito immer noch nicht aufgetaucht, und die Contessa machte sich zunehmend Sorgen um ihn. Sie wusste nicht, wie sie ihm helfen sollte. Beunruhigt betrat sie die Küche, wo Pietro sie erwartete. Dort war der Tisch für alle Gänge gedeckt, denn der Junge sollte mit Tischmanieren vertraut gemacht werden.

Pietro saß stocksteif auf seinem Stuhl.

Die Contessa stellte sich neben den Tisch und klatschte in die Hände. »Diener«, rief sie.

Der Diener trat mit einer Suppenschüssel an den Tisch. »Consommé«, verkündete er.

Die Contessa nickte, und der Diener gab zwei Kellen der Brühe in eine Sèvres-Suppentasse.

Pietro nahm den glänzenden Silberlöffel, blankpoliert wie ein Spiegel. Er tunkte ihn ein und führte ihn zum Mund. Aber seine Hand zitterte vor Aufregung, und noch bevor der Löffel seine Lippen berührte, tropfte etwas auf sein Hemd.

»Noch einmal«, befahl die Contessa.

Pietro spürte die Blicke der gesamten Dienerschaft auf sich. Er wusste, dass sie ihn hassten. Und er spürte, dass die Contessa ebenfalls angespannt war. Wieder tunkte er den Löffel ein, aber seine Hand zitterte noch immer. Seine Augen füllten sich mit Tränen. Er führte den Löffel den halben Weg zum Mund, dann ließ er ihn laut klirrend in die Suppentasse fallen.

»Ich kann das nicht!«, brach es aus ihm hervor. »Für Euch ist es einfach. Ihr seid mit Porzellan aufgewachsen, ich aber war immer nur in einem verlausten Waisenhaus, in dem außer Peitschenschlägen nicht viel zu erwarten war. Was wisst Ihr schon davon? Ich kann das nicht!«

»Dann gib dir Mühe«, bemerkte die Contessa kalt.

»Aber das tue ich ja!«

»Gib dir mehr Mühe.« Sie nahm sein Kinn zwischen ihre Finger und hob seinen Kopf, sodass er sie ansehen musste. »Versteck dich nicht hinter einer so dummen Ausrede. Sei stark – sonst musst du wieder zurück zu den anderen Waisenkindern!« Die Grausamkeit ihrer Worte überraschte sie selbst. Sie wollte gar nicht so garstig zu ihm sein, aber ihre Nerven lagen blank. Sie hatte nicht in dieser Deutlichkeit sehen wollen, wie schwach ihr Mann war. Und dann dieses Gefühl der Machtlosigkeit. Sie spürte Zorn in sich aufwallen. »Du kannst abdecken. Der Signorino hat für heute genug gegessen«, sagte sie kalt zu ihrem Diener. An die Köchin gewandt fügte sie hinzu: »Und dass du ihm ja nichts mehr gibst, nicht einmal eine Käserinde, sonst bist du entlassen.« Damit ging sie wütend hinaus.

Eine Weile herrschte absolute Stille.

Pietro saß mit gesenktem Kopf da. Er schämte sich und hatte Angst. Mühte sich, nicht zu weinen.

»Was ist denn hier los?«, fragte Paride, der in diesem Moment hereinkam.

Pietro bewegte sich nicht, er saß da wie zur Salzsäule erstarrt.

»Der Tölpel hier macht Dummheiten«, teilte die Köchin mit. In ihrer Stimme lag so viel Gift, dass man damit ein Pferd hätte töten können.

»Dieser ungezogene Rotzjunge sollte dahin zurück, wo er hergekommen ist. Dieses Glück hier hat er doch gar nicht verdient.«

Die übrigen Dienstboten nickten eifrig. Sie hassten ihn, weil sie neidisch waren auf sein Glück.

»Wenn du zurückgeschickt wirst, dann glaub ja nicht, dass dir auch nur einer von uns eine Träne nachweint«, fuhr die Köchin an Pietro gewandt fort.

In diesem Moment kam Bewegung in den Jungen. Das Gemisch aus Wut und Angst in ihm explodierte wie ein Champag-

nerkorken. Mit einem heftigen Schlag wischte er das komplette Geschirr vom Tisch: Kristallglas, Suppentasse, Besteck, Speiseteller und Platzteller aus Muranoglas, alles flog durch die Luft, um dann klirrend zu tausend Scherben zu zerbersten.

Erschrocken wichen die Dienstboten zurück. Mit geschwollener Halsschlagader und geballten Fäusten sprang Pietro auf. »Warum wollt ihr nicht, dass ich das schaffe?«, schrie er mit sich überschlagender Stimme. »Ich schaffe das!«, rief er und sah einen nach dem anderen ins Gesicht. »Ich schaffe das! Und wenn ich daran krepriere.«

Die Köchin lachte höhnisch. »Du bist und bleibst Abschaum«, sagte sie böse, worauf die anderen lachten. Aber es war kein fröhliches Lachen.

»Schluss jetzt!«, schritt Paride ein. »Der einzige Abschaum, das seid ihr! Dieser Junge hat sich nicht hier eingeschlichen. Das hier ist ihm einfach passiert. Denkt doch mal nach: Er ist genau so arm wie jeder von uns. Ihr solltet ihm helfen, anstatt ihn zu verhöhnen.«

Die Dienstboten schwiegen betreten, ebenso wie Pietro, der ihn mit großen Augen ansah.

Paride trat zu ihm. »Kommt, Signorino Pietro«, forderte er ihn auf. »Erweist mir die Ehre, mit mir zu speisen.«

»Die Contessa hat gesagt, dass er nichts mehr zu essen bekommt«, blaffte die Köchin.

»Das ist mir egal, du giftiges Weib!«, antwortete Paride. Er sah den Diener an und schnippte mit den Fingern. »Diener! Consommé für Signorino Pietro. Und Porzellan und Silberlöffel. Sonst setzt es was mit meiner Pferdepeitsche!«

Der Diener gehorchte und deckte den Tisch. Pietro nahm wieder Platz, alle Augen waren auf ihn gerichtet.

»Na los, es ist ganz leicht«, ermutigte ihn Paride. »Solange Ihr es nicht so macht wie ich, Signorino.« Er beugte sich über seine eigene Schüssel, griff den Löffel wie eine Spitzhacke und tunkte

ihn in die Suppe. Dann schlürfte er mit einem unerhörten Geräusch alles vom Löffel.

Pietro streckte den Rücken durch. Dann nahm er den Löffel vorsichtig zwischen Mittel-, Zeigefinger und Daumen, tunkte ihn ebenso vorsichtig in die Suppe, befüllte ihn nur zur Hälfte und brachte ihn zum Mund, ohne sich vorzubeugen. Das machte er ein zweites Mal. Er verschüttete keinen einzigen Tropfen und nahm die Suppe ohne das leiseste Geräusch zu sich.

Die Dienstboten schwiegen, es war vollkommen still. Und in diese Stille hinein hörte man das Klappern von Absätzen.

Pietro wandte den Kopf und erblickte die Contessa. Er sah sie an, senkte nicht den Blick, bis sie vor ihm stand.

Und da lächelte sie. »Ich bin stolz auf dich, Cavallino.« Sie wandte sich mit strenger Miene an die Köchin. »Von nun an gibst du dem Signorino zu essen, was er möchte. Was auch immer es ist. Und wag es nicht, ihn noch einmal einen Tölpel zu nennen, das habe ich gehört. Niemand von euch.« Ihre veilchenblauen Augen wandten sich wieder Pietro zu. Und zum ersten Mal seit seiner Ankunft streckte sie die Hand nach ihm aus und strich im die widerspenstige Strähne zurecht, die sie so mochte. So verharrte sie einen Moment, bevor sie sich an die Dienstboten wandte: »Dies hier ist Pietro Odin. Euer Herr«, sagte sie.

Pietros Herz setzte einen Schlag aus.

»Wenn du fertig gegessen hast«, sagte die Contessa lächelnd, »sag deinem Vater Gute Nacht.« Sie hatte diese beiden Worte bewusst gewählt. *Dein Vater*. »Er ist in seinem Studio.« Damit drehte sie sich um und ging.

Paride lächelte über seine Schüssel gebeugt. »Sieht nicht so aus, als ob Ihr ins Waisenhaus zurückmüsstet, Signorino«, murmelte er zufrieden.

Jegliche Anspannung fiel von Pietro ab, er war zutiefst erleichtert. Dann plötzlich griff er den Löffel wie eine Spitzhacke und schlürfte noch lauter als Paride. Und lachte laut.

Auch Paride lachte.

Nach dem Essen stand Pietro mit leichtem Herzen auf. »Danke, Paride. Ohne dich hätte ich das niemals geschafft.«

Paride zuckte mit den Schultern. »Ihr habt es ganz allein gemacht, Signorino.«

Pietro fühlte sich unbeschreiblich leicht, als er hüpfend zum Studio von Ippolito Odin lief, quer durch die dunklen, vornehmen Flure des Hauses, dessen Wände mit kostbaren Stoffen tapeziert waren und geschmückt mit Bildern in riesigen, verzierten Goldrahmen.

»Dein Vater«, hatte die Contessa gesagt! Als er an einem Spiegel vorbeikam, sah Pietro die große Freude in seinem Gesicht aufleuchten. Er blieb stehen und betrachtete sein Spiegelbild. »Ciao, Pietro Odin«, grüßte er sich. Und dann zwinkerte er sich zu, wie er es bei seinem Freund Lino getan hätte.

Als er das Studio erreichte, war die Tür geschlossen.

Er zögerte einen Moment, gab sich schließlich aber einen Ruck und klopfte. Er wartete, doch von drinnen war nur ein gedämpftes Geräusch zu hören, eine Antwort erhielt er nicht. Noch einmal klopfte er. Nichts. Auch kein Geräusch mehr.

Er widerstand dem Impuls zu gehen, irgendetwas hielt ihn zurück. Schließlich öffnete er die Tür einen Spaltbreit. »Signore ...«, sagte er schüchtern und linste hinein.

Ippolito Odin baumelte mit dem Hals in einer Schlinge an einem Deckenbalken. Mitten im Zimmer. Unter ihm ein umgeworfener Stuhl. Der Körper bewegte sich noch, die Beine zuckten leicht wie von einem Stromschlag. Die Augen waren weit aufgerissen, blutunterlaufen traten sie fast aus den Höhlen, und Pietro hatte den Eindruck, dass sie starr auf ihn gerichtet waren. Die Zunge war lila und dick angeschwollen. Die Beine zuckten ein letztes Mal, und während der schlaffe Körper leicht hin und her schwang, rann eine gelbliche Flüssigkeit von beißendem Geruch unter den Hosenumschlägen hervor, sammelte sich kurz an

den glänzenden Lederschuhen, um schlussendlich auf den Teppich zu tropfen.

Noch bevor er ein richtiger Sohn werden konnte, hatte Pietro seinen Vater schon wieder verloren.